

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

6 (6.2.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 6. Februar 1938 / Folge 6



Skimeisterschaften im Schwarzwald

Anlaufsturm im Skistadion am Feldberg



Sveinung Trønnes deutscher Skimeister am Feldberg 1910

Erinnerungen an Feldberg-Skitage von Richard Volderauer

An der Geburtsstätte des deutschen Skisports

Auf historischem Gebiet des deutschen Skilaufes, im unvergleichlich schönen Feldberggebiet, wird in diesen Tagen vom 5. bis 13. Februar um den stolzen Titel des deutschen Skimeisters gekämpft. Wenn nach den spannenden, schweren Kämpfen des Tages droben im Jastlergebiet oder am Hochfirs, die Teilnehmer aus allen Teilen des Reiches kameradschaftlich im Schwarzwald zusammenfinden, dann werden in mancher Plauderstunde die Namen der Männer aufgerufen, die in der Geschichte des deutschen Skilaufes unvergesslich bleiben, die im Schwarzwald jahrzehntelang in idealer Begeisterung für die Ausbreitung des Skilaufes Pionierarbeit geleistet haben. Man wird sich am wärmenden Kachelofen erzählen von herrlichen Feldberg-Skitagen, von Kämpfen vor nahezu vier Jahrzehnten, da am Feldberg die ersten Norweger erschienen und uns in die Geheimnisse des Sprunglaufes einweihten und mit dem Langlauf vertraut machten. Mancher wird vielleicht an einem der Ruhetage dieser Schwarzwälder Wintersportwoche, der bedeutendsten nationalen skisportlichen Veranstaltung des Jahres 1938, die Skier anschnallen und von Neustadt im Schwarzwald über den Feldberg hinunter nach dem Städtchen Todtnau fahren, in dem im Jahre 1891 der erste deutsche Schneeschuhklub, der Ski-Club Todtnau, gegründet wurde, in dessen Klublokal Photographien zu sehen sind aus den Anfangszeiten des deutschen Skilaufes, da der Todtnauer Arzt Dr. Tholus zum Erlaunen der Bevölkerung mit langen Brettern den Versuch unternahm, seine Patienten auf Skiern zu besuchen. Im Jahre 1892 wurde von zwei Todtnauer Bürgern, Friedrich Breuer und Karl Thoma II, zum Entsetzen der Bewohner des Städtchens eine Feldbergfahrt unternommen und voller Sorge sah man damals der Rückkehr dieser Männer von ihrer Skitour entgegen. Von jener Zeit ab datiert der Siegeszug des Skilaufes im Schwarzwald. Als dann am 1. Dezember 1895 in einer Hauptversammlung des Ski-Club Todtnau auf dem Feldberg der Ski-Club Schwarzwald mit den Ortsgruppen Todtnau und Freiburg ins Leben gerufen wurde, da war der Grundstein zum skisportlichen Aufschwung in Deutschland gelegt. Niemand ahnte damals, daß der Skisport einmal Volkssport im besten Sinne des Wortes werden würde, dem Hunderttausende Tage der Erholung und der Freude verdanken.

Skifeste im Schwarzwald sind Volksfeste

Blättert man die Geschichte des deutschen Skilaufes aufmerksam durch, dann wird man finden, daß der deutsche Skilauf im Schwarzwald seinen mächtigsten Auftrieb erhalten hat. Professor Dr. Paulke, jahrzehntelang Hochschulprofessor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, heute noch bekannter Lawinenforscher, Professor Kohlhöpp, der „Skipapa“ des Schwarzwaldes, Dr. Gruber und Henry Hoek, dessen prächtige Skibücher Tausende zu begeisterten Anhängern des Skisportes machten, sind nur einige von den verdientvollen Skipionieren jener Tage, die dafür sorgten, daß die Skifeste im Schwarzwald zu wahren Volksfesten wurden. Diese Tradition des volksfestartigen Charakters der Skifeste, an denen stets die Schwarzwälder Bevölkerung, Buben und Mädchen, zum Teil in ihrer hübschen Tracht, mit besonderer Begeisterung teilnehmen, ist erfreulicherweise bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. In Neustadt im Schwarzwald, das im Olympiajahr 1938 die deutsche Kernmannschaft für Garmisch-Partenkirchen beherbergte, wird dieser volksfestartige Charakter der Schwarzwald-Skifeste klar zum Ausdruck kommen, nicht nur bei dem Schwarzwälder Heimatabend, sondern vor allem auch in der herzlichsten Anteilnahme der gesamten Be-

völkerung des Feldberggebietes in den sportlichen Kämpfen. Oft standen wir bei Feldberg-Skifesten am Seebuck und sahen beim traditionellen Bismarck-Jugendlauf vom Bismardturm herunter in die Mulde vor dem Feldbergerhof die Schwarzwälder Buben und Mädchen vorbeiziehen. Als wir im Februar 1928 aus dem Engadin von den Olympischen Winterspielen in St. Moritz, den ersten Olympischen Kämpfen, an denen Deutschland nach dem Krieg wieder teilnahm, mit den Norwegern, Finnen und Schweizern



Blick auf Neustadt i. Schw.
Aufnahmen: Karl Müller, Freiburg (2), Führer-Archiv (1)

nach dem Feldberg kamen und droben im Bierstübli des Feldbergerhofes saßen, da sagten uns damals die Schweizer, die aus ihrer eigenen Heimat kamen, denen aber der elegante Wintersportbetrieb nicht zusagte: „Gott sei Dank, hier fühlen wir uns endlich wieder einmal wohl.“ Das war die prächtigste Anerkennung für unseren Schwarzwald und unsere deutschen Skimeisterschaftskämpfe. Wenn am Schluß der Skimeisterschaften 1938 der skisportbegeisterte Bürgermeister von Neustadt Hirt und Kreisleiter Künner von Neustadt, der für den Skisport schon erfolgreich tätig war, als er noch im Mittelschwarzwald sein Heim hatte, den Gästen aus dem Reich-

„Auf Wiedersehen“ zuzurufen, dann wird man wieder einmal mit unvergeßlichen Eindrücken aus dem Schwarzwald scheiden.

Von Sveinung Trønnes bis Hans Vinjarengen

Kein Wintersportgelände in deutschen Landen hat so oft die Ausstrahlung der deutschen Skimeisterschaften erlebt wie der Schwarzwald. Im Jahre 1900 wurde am Feldberg der Norweger Bjørn Rissler erster deutscher Langlauf- und 1901 erster deutscher Sprunglaufmeister. Henry Hoek errang 1901 den Titel des deutschen Langlaufmeisters. Es folgte der Norweger Thorleif Bache (1902), Thorwald Heyerdahl (1903) und ein Jahr später der Freiburger Karl Gruber. Im Jahre 1910 erlebten wir die deutschen Skimeisterschaften am Feldberg, sahen die norwegischen Soldaten siegen, die damals in Stärke von 2 Offizieren und 4 Mann in den Schwarzwald gekommen waren, von denen Sveinung Trønnes deutscher Skimeister wurde und Leutnant Bod-Norwegen hinter dem Schweizer Skimeister Klopfenstein den dritten Platz belegte. Es war die Zeit, in der noch keine Sportsonderzüge ins Wintersportgelände fuhren, in der es noch keine Postomniбусverbindungen auf den Feldberg gab, sondern die Skibegeisterten mühten, in mehrstündigem Aufstieg durch den prächtigen verschneiten Winterwald die Höhen zu erreichen. Wir sahen damals zum ersten Male norwegische Läufer im Kampfe, bewunderten skandinavisches skisportliches Können, das heute noch führend in der Welt ist. Dann zerstörte der Krieg viel von dem Aufgebauten im Skisport. Als der Krieg zu Ende war, da fanden sich die Skisportler im Jahre 1920 zum ersten Male wieder in der Nachkriegszeit zur Austragung der deutschen Skimeisterschaften auf dem Feldberg ein. Mancher einer der alten Kämpfer war draußen im Felde geblieben. Damals standen wir wieder droben an der Sprungschanze unter Schwarzwaldsannen, verfolgten die Langläufer am Seebuck, und drüben am Herzogenhorn auf der Strecke im Kampfe und jubelten Hans von der Planitz zu, als er den goldenen Ski überreicht bekam und den Meistertitel mit nach Sachsen nahm. Sepp Allgäuer, heute einer der bekanntesten Filmoperateure, einer von der alten Schwarzwaldgarde, der in seinem bisherigen Skiläuferleben nach einer Aufzeichnung des bekannten Feldberg-Sportarztes Dr. Moel in seinem Buch „12 Jahre Skifahrt über tausend Meter“ (Verlag Georg Thieme-Leipzig) mindestens 7000 Skisprünge an gebauten Schanzen ausgeführt hat, zweimal Schwarzwaldskimeister war und sieben große Ski- und Bergfilme drehte, war damals unter den Siegern im Langlauf. Und dann kamen im Olympiajahr 1928 die sonnigen Festtage auf dem Feldberg, die nicht so leicht vergessen wird. Es war ein Skifest, umwoben von jenem Zauber der Schwarzwaldberge, der immer wieder alle in seinen Bann zieht, die droben an der Wiege des deutschen Skisportes auf dem Feldberg jemals eine skisportliche Veranstaltung miterlebt haben. Dieser echte skizünftlerische Geist, der auf den Höhen des Feldberges vorherrschend ist, war es auch, der bei diesen Skimeisterschaften das kameradschaftliche Band mit den ausländischen Teilnehmern rasch enger spannte und den Aufenthalt für die Norweger, Finnen, Schweizer, Jugoslawen damals so heimisch und angenehm gestaltete. Reiflos überließ man dem Norweger Hans Vinjarengen den deutschen Skimeistertitel, der mit diesem überragenden Sieg an den skandinavischen Triumphe der Vorkriegszeit am Feldberg anknüpfte. Die beiden Finnen Jaervinner und Nuotio waren seine gefährlichsten Gegner und Voek, der Allgäuer, auf dem sechsten Platz in der Kombination, der erfolgreichste Deutsche.

Von Sveinung Trønnes bis zu Hans Vinjarengen, den Siegern am Feldberg, ist es eine stolze Bilanz der Geschichte des Skilaufes, und von dem Olympiajahr 1928 bis heute erleben wir einen Aufstieg des deutschen Skisportes, wie er nur wenigen Sportarten vergönnt war und der mit der Weihe des Schwarzwaldskistadions am Feldberg am Sonntag, den 13. Februar, einen Höhepunkt erreichen wird.

Narr am Narrenseil

Text und Zeichnungen von Erwin Krumm, Elzach



Es ist immer ist es möglich, zur Faschingszeit als Narr andere Leute zum Narren zu halten, ihnen ungefragt ihre Sünden vorzubringen; oder gar im Narrengewand einige feste Seitensprünge zu wagen, um sich unerkannt dabei ins Häufchen zu lachen! Da hat sich manch ein Narr schon mächtig geirrt!

Wie solch ein Elzacher Narr, der sich für besonders schlau hielt, selbst einmal ganz gehörig am Narrenseil geführt und dabei förmlich überdöselte wurde, erweist nachfolgende kleine Geschichte:

Vor einigen Jahren, da geschah es, daß einem biederen und behäbigen Elzacher Bürger und Ehemann, gelebten Alters, der Narr wieder einmal gewaltig ins Blut schoß!

Es gefiel ihm danach, sich mit übermütigen, jungen Elzacher Mädli im Tanze zu drehen, mit ihnen zu schäkern und unbeschadet der grauen Haare, einen feurigen jungen Schubbügel und Liebhaber darzustellen.

Wald war auch der Plan erlassen. Seinen Schubbügel anzuhaben und nun in einen großen Saal und verwarnte ihn heimlich in einem Winkel, unter der Stiege, im Hansgang. Zu aller Vorfrist bestellte er sich rechtzeitig beim Karrenschmied eine schöne, neue Larve, mit der er besonderen Ernst zu machen gedachte.

Altem Herkommen gemäß, ging er sonst, wie andere behäbige Elzacher Bürger, gelebten Alters, am Faschingsdienstag mit seiner Frau ins Städtle.

Sein immer noch recht nettes Weiblein, das leidenschaftlich gern das Tanzbein schwang, kam hierbei stets zu ihrem Vergnügen, die Schubbügel hielten sie immer wieder gerne zum Tanze.

Nach dem Nachessen ging nun unser Schubbügel, nur noch von seiner Idee besessen, zu seiner Frau in die Küche und sagte ihr, daß er heute abend keine Lust zum Ausgehen hätte, er wolle nur noch rasch im „Hirschen“ ein Viertel trinken, um dann bald wieder heimzukommen.

Etwas verlegen nahm er bei diesen Worten eine Prife Tabak und ging ohne eine Antwort abzuwarten, gewichtigen Schrittes, die Treppe hinunter, holte sich mit raschem Griff den Saal mit dem Narrenseil und verlieh das Haus.

Das gute enttäuschte Weiblein, das sich schon seit Tagen auf diesen Abend getreut hatte, hand zunächst sprachlos in der Küche! — Es war ihm, als sei es aus allen Sinnen gefallen. Selbstsam ergriffen ihr das Gebahren ihres Mannes.

Als die Frau das Fenster öffnete, da entdeckte sie staunend, wie ihr Mann dem Hirschen entgegengeht, durch den tiefen Schnee stapfte und in einer Seitengasse verschwand.

Wie sie gerade ihrem Ehebesten nachrufen wollte, bemerkte sie noch, daß er, der sonst täglich mit schweren Doppelgürtenschürzen spielend umging, einen leichten Saal unter dem Arme trug.

„Oha Alterle, daher pfeift der Wind“, sagte das enttäuschte Frauenchen —

Schon sah auch ihr, der schönen Elzacherin, ein echter Schalksnarr im Gesicht.

Schmunzelnd betrat sie die ebelfiche Schlafkammer, öffnete eine alte Truhe und machte sich nun flink, ihrerseits aus Wert.

Bald tauchte aus einer Nebengasse mit tiefem Gemurmel, ein häßliches, bärenmäuliger Schubbügel auf, sprang vergnügt unter die Menge und allen Maßen, gefiel der hünenhafte Narr, in seinem leuchtend roten Tottekleid.

Dies war unser Narr, der noch schnell im „Hirschen“ ein Viertel trinken wollte und der nun sein Abenteuer begann!

In einem Freiheitsgefühl sonderergleichen beschloß er, abenteuerlustig, das viele Durstend der Elzacher Wirtshäuser zu besuchen und damit begann er draußen im „Hirschen“.

„Ruhig“, sprach ihm die „Waldmutter“, die Weige, der Bräunhild und die Klarinette mit der schmetternden Trompete, in den Ohren.

Rasch und wild, gerade wie ein Junger, sprang er beim Jägerwitz mitten in die Stube, nahm dort ein hübsches, blutjunges „Büremädli“ in den Arm und wirbelte mit ihr durch die Stube, in atemlosem Tanze. Also geschah es auch mit der kleinen runden Kellnerin, welche hierbei ein Paar Augen wie „Pflügerdiele“ hatte.

Hierauf nahm er die kleine Tänzerin auf seine Knie und ließ sie erst wieder los, nachdem sie mit ihm einen golden funkelnden „Oberländer“ getrunken hatte.

Indem er noch mit der Kleinen schäkerte, betrat mit einigen andern netzlichen Massen und einigen Schubbügeln auch ein molliges, rundes Mädel, in einem blau und rot gefärbten Tüchlein, die Gaststube.

Als dem übermütigen Narren die kleine Kellnerin flink entwich, sprach ihm schon die bunte Türkin gehörig ins Auge!

Er sagte ihr, daß sie die schönste Maske sei und fragte sie, aus welchem Harem sie eigentlich durchgekommen wäre?

Darauf erhielt er zwar keine Antwort, sie schlug ihm aber dafür zärtlich auf seinen breiten Rücken, schmeigte sich aber um so mehr in die Arme ihres häßlichen Tänzers.

Seine ammutige Türkin gefiel ihm so gut, daß er fortan für andere Massen überhaupt kein Auge mehr hatte.

Den Ehering, den hatte unser Narr, als er ins Narrengewand schlüpfte, sorgfältig im Geldbeutel verwahrt. — Es war gut so; denn bald sagte ihm seine schöne Türkin in hoher Füststimmte: „Schubbügel, mich kannst du nicht anwinden, Du bist ein Alter und bist verheiratet, sag, wo heich bei Alt?“

Der Schubbügel sagte feinerseits in entstellter Stimme: „Ich bin bit ledig und o' Frau, telli tuet derweime Trübsal blole!“ — Er frag seine Türkin, wo sie ihren Schab habe und diese sagte ihm, daß auch sie gerade ledig sei und er, nachdem sie ihren Schab gefunden habe, wieder allein springen müsse, so lange aber dürfe er bei ihr bleiben.

Nach einem Tanze im „Döser“, der Kunststube der Narren, wollte er sie verliebt auf seine Knie ziehen. Die Türkin aber klopfte dem verliebten Narren auf die Finger und sagte ihm ins Ohr, daß dies in ihrem Harem nicht so Mode sei!

Je spröder sich die Türkin zeigte und je mehr Viertel der Schubbügel trank, um so verliebter wurde er.

Er pries sich glückselig darüber, daß sich der richtige Schab der Türkin solange nicht finden ließ und zu aller Vorfrist suchte er in den Wirtshäusern die heimlichen Winkel und Eden aus.

In der letzten Wirtshaus, im „Ladhof“, bestellte er freigeig für alle Narren am Tisch vom besten Glotteraler. Der Wein und sein süßes Türkenleben ließen ihn zuletzt ganz vergessen, daß er daheim sein trübsalvolles



Eine rheinische Anekdote

DIE IEHRENSÄULE

Von Karl Lerbs

Ob Monsieur Radouette, von Napoleons wohlverdienten Gnaden Präsekt zu machen, sich das bewährte Verfahren des Gregorij Alexandrowitsch Potemkin zu eigen machte, oder ob seine Einfälle in seinem eigenen gefalteten Schädel gewachsen waren, wissen wir nicht; wohl aber wissen wir, daß der fündige und windige Parier die Klaffen, mit denen die Kunst der Höllinone den getrunkenen Herrschaften ein Bild dieser Welt vorgegaukelte, ebenso gewandt bemalte und aufstellte wie sein Artgenosse im Moskowitertland. Denn als Paulina Vorhese, Napoleons schöne Schwester, wieder und immer wieder nach Klaffen kam, hatte Monsieur Radouettes fündiger Spürsinn alsbald herausgefunden, daß die erlauchte Dame sich durch ihre schwärmerische Vorliebe für die alte Stadt in einen lieblichen Wald hatte einspinnen lassen: sie glaubte sich von den Wäldern geliebt und verehrt, und in ihrem Ueberchwang deutete sie jeden Gruß, jede Aeußerung heiterer Neugier in den Straßen zu einer Huldigung des Volkes um.

Der ehrgeizige Monsieur Radouette wußte diesen frommen Selbstbetrug zu nutzen und zu nähren, und seine nimmermüde Negierkunst erlamm immer neue Mittel. Er fand lärmfrohe Negierkunst, denen es Spas machte, gegen gute Bezahlung unter den Feitern der Fürstin ein hübsches Hurra und Hoch zu schreien; er entließ sich von den französischen Beamten und Soldaten Kinder, die der Dame auf ihren Spaziergängen aufwarteten und ihre Blumen überreichten, wobei einige ihnen vorher sorgsam eingetrichene deutsche Sätze zu sprechen hatten; er veranfaltete tausend kleine rührende Bezeugungen und Begebenheiten und hülfte alle Wege seiner Gönnerin in den rotenfarbenen Nebel dieses hohen Trugs. Immer war er im rechten Augenblick zur Stelle, den schmalen Schädel höflich geneigt, ritterlich lächelnd, daß unter seinem dunkelnden schwarzen Schürzbarb die weißen Zähne blühten, und erläuterte den Vorgang mit Schmeicheleien von pariserisch-eleganter Gemächtheit; in denen auf Paulinas Wangen das lustvoll pulsende Blut rosig durch den Fuder schimmerte.

Eines Tages nun entdeckte der Präsekt bei einer Besichtigung im Hof des „Grasbaues“ eine schöne, schlichte, schwarze Granitssäule, die herrenlos auf einem Saufen von Schutt und Wurzeln lag. Seine rene Phantasie schenkte ihm sofort einen herrlichen Einfall. Als Paulina Vorhese einige Tage darauf, von ihrem getrunkenen Basallen geleitet, zu jenem Aussichtspunkt über der Stadt lud wandelte, der ihr zu Ehren den Namen „Paulinenwäldchen“ erhalten hatte, wartete ihrer dort dank Monsieur Radouettes der neueste Liebesbemeis der artifizierlichen Wäldern: eine schlanke, schwarze Säule, von Blumenwinden umrankt, und darauf lafen Paulinas haunende Augen die in Goldbuchstaben leuchtende Inschrift:

FRIEDRICH SINGER:

Der Tod des Normannen

In Rouen, als es am Morgen sechs Uhr schlug, tat König Wilhelm den schweren Atemzug; er, der ganz England einstens zu Boden warf, muß zittern, ob er in Ruhe sterben darf.

Kaum war der letzte Seufzer im Saale verhallt, zerscholl von selber die granam gekelte Gemalt: die Ritter hoben von dannen, ein irrer Schwarm, verließen den toten Herrn, daß Gott erbarm!

Er, der ein Herrscher war, gewaltig und groß, sinkt auf die nackte Erde nun bleich und bloß; das letzte Innenhemd nimmt der Diener ihm fort und häumt von dannen mit ruflos höhnendem Wort.

Denn weil der strenge Hüter der Ordnung fiel, wird Macht erniedrigt zu schlechter Basallen Spiel: ein jeder sprengt nun heim ins eigene Schloß, bald wird ein Streit erdröhnen von Ritter und Trost!

Ihn, der geschändet auf schmutzigem Boden liegt, hat eine Gerberstochter als Mutter gewiegt; wie hieß die Sage, die sich das Volk erdacht? Der herrliche Griff hat den Jungen zum Hengst gemacht!

Das Weiblein schon, das eben geboren war, gebrauchte gierig greifend sein Händepaar, mit wühenden Fingern fuhr es ins goldene Stroh, das in der Hütte lag auf dem Boden ro!

Und niemand löste dem Säugling die flammernde Hand; er ward ein Mann und fuhr nach dem britischen Land. Sei, was das Glück dem liebenden Räuber hold: Er griff nach der englischen Krone leuchtendem Gold!

Weiblein sitzen hatte, — zumal sich jetzt die Türkin verliebt auf seinen Knie schaukelte.

Es ging nun rasch der Wirtinnacht entgegen, in der auch der Elzacher Narrenspuk sein Ende findet, d. h. wo die Schubbügel ihre schweren Karren abnehmen müssen, um ihr wahres Gesicht zu zeigen.

Die schöne Türkin sagte nun zu ihrem Schubbügel: „Mi Schab den hen mer nit g'und, aber Du bist so lieb und freigebig g'it, Schubbügel, jeh laß mich mal zahl!“ — Bei diesen Worten holte sie aus ihrer weiten, blauen Türkenhose ein umständlich und sehr bedächtig, leise lichernd, einen großen Männergeldbeutel heraus, fingerte ein Geldstück hervor, um den Wein zu bezahlen.

Nest aber sprang ihr Schubbügel so härmisch in die Höhe, daß die Türkin, hätte sie sich nicht an ihrem verhassten Narren festgehalten, auf den Boden gekollert wäre.

Dem Schubbügel verstand die Sprache; denn es war sein eigener Wertesgeldbeutel, mit zwei schönen Messingbuchstaben geschmückt, den das verlorene Türkenweib zum Vorsteijn brachte. Aus ihm zahlte er die fündigen „Viertel“, welche er, unterwas zur Kundtschaft, sich abante.

Die schmunzelnde Türkin nahm nun ihren häßlichen Schubbügel an, der gar nicht wußte wie ihm geschah und plötzlich recht zahm wurde, knist am Arm, sagte: „Komm, wir trinken jetzt noch im „Hirschen“ ne „Viertel“ und soq ihn lacht mit zur Wirtshaus hinaus.

Also hat eine schlaue Gastgeberin und listerische Märkin ihren eigenen Gefelichten gehörig am Narrenseil herumgeführt und ihn erdächlich, an ihrem arößten Verantuen, zum Narren erhalten.

Seit ihrer Hochzeit, so erzählt auf dem Seimwege durchs versteinerte Städtchen die frühhliche und behäufte Türkin, ein hüßel boshaft, habe sie keinen so feurigen und schändlichen Tänzer mehr gefunden. — In alter Liebe, wie in jungen Jahren, tranken sie im „Hirschen“ noch ein Viertel!

Das neue Buch



In Russland erlebt

Die Literatur über Sowjetrußland ist nicht gerade klein. Da gibt es Bücher, die vom eigenen oder anderer Menschen fürchtbaren Erlebnissen ausgehend ein Feuerwerk effektvollster Erzählerkunstwerke vor uns abbrennen, so daß wir nach der Lektüre den russischen Ruß noch in gelung auf der Seele können. Andere wieder verfolgen das Problem von der wissenschaftlichen Seite her anzuwenden und untersuchen mit größtlichem Ernst Ursache, Wesen und Ziele dieser Existenzfrage, alles kulturellen und sozialistischen Lebens.

Keines dieser Bücher wird härter und unmittelbarer an unsere Seele rühren und uns von dem entworfenen Bild nachhaltiger Eindruck unbedingter Entsetzt und Wahrheit vermitteln als Solonewitschs „Die Berlorenen“ (Zweiter Teil: Flucht aus dem Sowjetparadies, Gfener Verlagsanstalt, Broß, 4,50 RM., geb. 5,80 RM.). Denn hier paart sich eigenes fürchtbares Erleben mit einer Ueberlegenheit der Anschauung, Klarheit der Erkenntnis und Tiefe in der Erfassung der Zusammenhänge, wie sie nur selten jemandem gegeben sind.

Der Autor entwirft vor uns das Bild Sowjetrußlands mit schmerzlicher Leidenschaftlichkeit, führt uns tief hinein in die Anworten auf die Fragen „Warum?“, „Wieso?“ und „Woher?“, unterläßt das, was sich seinen offenen kritischen Augen auf Schritt und Tritt entgegenbringt, auf seine Wurzeln und seinen ferneren Weg. Seine Schilderungen und die daran geknüpften Gedankengänge sind durchdrungen von einer heißen inneren Anteilnahme am Schicksal seiner Heimat, der er freiwillig den Rücken kehrt, da er das Sinnlose eines ferneren Verbleibens erkannte. Er tat dies aber erst, als er sich über alle Erlebnisse des Volkslebens in Sowjetrußland klar geworden war und er in allen seinen Wertungsversuchen zu einem negativen Urteil kommen mußte.

So ist dies Buch mehr als eine Tatsachenschilderung, — wenn es auch mindestens so interessant wie alle uns Bekannten ist, — und ist mehr als Versuch einer wissenschaftlichen Abhandlung, — wenn es auch jederzeit die Tiefe und den Ernst einer solchen hat, — es ist schließlich die Soziologie des gigantischen Verfalls und dem Verbrechen und mit Verbrechen einen Staat aufzubauen und die Herrschaft dieses Staates über die ganze Welt zu verbreiten.

Auch der uns nun vorliegende zweite Teil des Werkes, die „Flucht aus dem Sowjetparadies“ bezieht wie der bereits besprochene erste Teil durch die Farbige der Schilderung, die dramatische Knappheit der Sprache und die unerübelte Klarheit und Schärfe der Gedankenführung. Seine erschütternde Stelle hat das Buch wohl in der Schilderung des Zusammenstreffens der eben Gekommen mit einem finnischen Bauern, der in seiner Selbstsicherheit und offenen Großheit, seinem unbewußten Verwurzelteim im Boden, Volkstum und feinsten haushälterischen Ordnung, den Oberwelt zu allem Zurückgefallenem verführt. Und wenige Seiten vorher findet sich der viel leicht stark Beweis für die Echtheit und Wahrheit des Geschichtlichen, als nämlich der Verfasser von der Ansetzung berichtet, die kurz vor seiner Flucht in einem Augenblick verhältnismäßigen Wohlseins an ihn herantritt und er so fast einem Entschluß zur Flucht untreu wird, um dieses gewisse Wohlsein weiter genießen zu können.

Zusammenfassend sei gesagt: der, der wirklich die ernste Absicht hat, sich von Sowjetrußland und den Erscheinungen des Lebens in ihm ein echtes Bild zu machen, und die Pflicht dazu hat eigentlich jeder von uns, — wird an diesem Buch nicht vorbeigehen können.

Paul Schröder.

Morgen fliegen wir nach Afrika

Eine Reise über drei Erdteile von Marga Garnick. Volkskraft Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin, W 35, 28 Bildseiten, geb. 3 RM., 2nd. 4 RM.

Es ist nicht mehr wie früher, daß Reisebücher mehr oder weniger zusammengepackt werden durften. Man betrachtete die Welt von allerlei Punkten, nur nicht von einem deutschen Standpunkte aus, auch mit geschickten Vorjunkten und unter verschleierten Begriffen. Aus diesen Gründen kamen wir zu keinem klaren Bild. Wenige nur kamen über die bloße Verurteilung mit dem fremden Lebensstufen mit ihren Anschauungs- und Gefühlsformen hinaus. Wenige nur reisten aus der deutschen Heimat in die Heimat anderer Völker. Alles dies ist im neuen Deutschland anders geworden. Man empfindet in Marga Garnicks Buch, wie Bild, Herz und Geist freis in offener Bereitchaft ist. Ihrer Unabwiesbarkeit entgeht auch das Kleine nicht. Marga Garnick schreibt einen sehr fauberen und klaren Reisebericht. Ihr vornehmtes Deutschlein mußte überall gut aufgenommen werden. An allen Orten hat man ihr deshalb auch Silke und echte Negerkameradschaft angedeihen lassen.

Den Reiseweg, all die Erlebnisse und Eindrücke auch nur zu skizzieren, geht hier nicht an. Das Buch stellt man aber mit größtem Genuß, ganz besonders die nachdenklichen Gedanken über einzelne Städte und Landschaften. Es sind eine Art Reiseblätter eines Mannes, der mit offenen Augen und Sinn reist und dem deshalb Stadt und Land und Volk ihre Seele öffnen. Das Buch ist zudem noch mit gutem Bildmaterial ausgestattet. Wer also ein gutes Negerreisebuch lesen will, greife darnach. Eugen Singer

Wenn Jungmädel erzählen

Der Reichsjugendführer hat zu dem Prachtwerk „So sind wir“, Jungmädel erzählen, zusammengestellt von India Schürer-Stolle (Verlag Junge Generation, Berlin) das Vorwort geschrieben, das lebendig vom Leben und Treiben unserer Jungmädel erzählt. Wer dieses Buch gelesen hat, dem hebt es sich wie ein Vorhang vor den Augen, denn er wird nicht mehr mit unklaren Vorstellungen umherlaufen über das, was die Jungmädel tun. Wenn wir nur den Ton anheben, in dem dieses Buch von der Jugend geschrieben wurde, so fühlen wir, daß etwas dir liegt von der Frische der Jugend, die mutig an alles herantritt, was sich ihr im Leben in den Weg stellt. Man kann nur wünschen, daß noch recht viele solche Bücher von der Jugend selbst geschrieben werden, denn sie sind die ehrlichsten.

Der Spiegel

Seitere Tiergedichte von M. G. Randolf Schmalnhauer, Verlag Wilhelm Limpert, Berlin

In besseren Gedichten hält der Verfasser den Menschen einen Spiegel vor und weiß durch mit feiner Satire ersteilte Berle den Menschen an seine Schwächen zu erinnern. Jeder, der dieses Buch zur Hand nimmt, wird es mit einem leichten Schmunzeln lesen.

Günter Rördua.

Larve und Narrenhäss

Von der „Fasnet“ und einem, der sie malt

Heute wird zum oberrheinischen Narrentreffen in Karlsruhe ein Narrenspiel im Badischen Staatstheater aufgeführt. Am gleichen Tage findet in Ueberlingen das schwäbisch-alemannische Narrentreffen statt. Wir haben aus diesem Anlaß ein Schwarzwälder Narrenstädtchen besucht und Einblicke gewonnen über Masken und „Narrenhäss“ und deren Herstellung.

Gleich hinter Neujahr, nach den Festen, die im badischen Oberland ebenfalls mit uraltem Brauch verbunden sind, mit verummten Gestalten und Aufzügen kleineren Stils, greift man sich da oben heimlich in Riten und Rasten, nach dem Narrenhäss zu schauen und der Larve. „Zoght degege“ sagen Alte und Kinder. Aus dem Horizont taucht mit dem Kreislauf des Jahres die Fasnacht auf, die närrische Zeit, die nun schon in den Adern zu rumoren beginnt als lustig Kreifen, das nach außen drängt und dann endlich ausströmen darf in der Ausgelassenheit der Fasnachtstage. So schaut man eben nach dem Häss, dem äußeren Zeichen kommender Freude, ob es noch lauge für einen rechten Narren und für ein rechtes Fest. Denn jeder legt seinen Stolz darin, bis aufs „Tüpfelchen“ genau den alten Brauch zu feiern. Das Häss schaut er genau durch, den Kopfputz, die Luft am kommenden durch die gründliche Vorbereitung noch feigernd. Ebenso genau prüft er die teilweise sehr alten Masken, von denen jeder gleich mehrere hat, um unerkant über die Tage der Narretei zu kommen. Nun wird aufgeputzt und ausgebeizt, denn auf diese Art Gewandmacherei verstehen sich auch die Männer gut da oben im Schwarzwald. Will einer aber ein neues Häss haben, so wendet er sich, ist er selbst nicht in der Lage, es selbst anzufertigen, an den Häsmacher und an den Maskenschnitzer. Gewiss nach der Ueberlieferung stellen diese die Sachen her. Selbst der Schnitt der Masken — jeder Ort hat nach dem Eigentümlichkeiten seiner Fasnacht eigene Narren — darf sich nicht verändern. Da gibt es Teufelsfragen, freudlich und lauer lächelnde Gesichter, Tierköpfe, wie es der Brauch der Stadt verlangt.

In dieser Zeit der Vorfasnacht ereignet sich schon allerlei in den Schwarzwaldstädtchen, daß es lohnt, einmal dorthin zu fahren und einen Blick in die Werkstätten der Vorbereitung zu werfen. Unser Ziel ist Glash, ein Städtchen, dessen urtümliches Brauchtum heute noch seinen Ursprung in germanischer Sitte erkennen läßt. Gewiss, es gibt da oben noch manche Stätte alter Ueberlieferung, so vielgestaltig, daß es unmöglich ist, sie alle aufzuzählen.

Narrenbilder für die Universität

Der Zufall will es, daß in Glash auch ein Maler badischen Volkstums seinen Sitz hat, der augenblicklich die oberrheinische Fasnacht im Bild festhält. Erwin Krumm, der Herr vom „Ninkenhof“, erweist sich denn auch als kundiger Führer durch die närrischen Sitten und die Vielfalt von Gewändern und Larven. In seinem Atelier hat er eine ganze Sammlung, mit deren Hilfe er uns ein anschauliches Bild entwirft von den mannigfachen Sitten und Bräuchen im Schwarzwald. Und die überlebensgroßen farbigen Entwürfe der Narrentrachten, die da in tollem Zug — Vorbereitungen zu seinem Auftrag — auf dem Papier tanzen, scheinen lebendig zu werden, und in den Raum tretend, uns ihre närrischen Sprünge zu zeigen.

Erwin Krumm, der als Bildhauer durch eine Kriegsverletzung gezwungen war „anzulernen“, verwurzelt im Volkstum seiner Heimat, widmet schon an zwei Jahrzehnte seine Kunst den Dingen dieses Landstriches. Manchen Strauß hat er darob in vergangenen Jahren gegen verirrte Meinungen auszufechten. Inzwischen hat er auch seine Bildhauerei wieder aufgenommen. Einige Kriegerdenkmäler lassen seine Eigenart und sein Form- und Sinnempfinden un schwer erkennen. Augenblicklich malt er, beauftragt vom Kultusminister Dr. Wader,

einen Fries mit oberrheinischen Narrentypen für den Erfrischungsaum der nach dem Brand wieder aufgebauten Freiburger Universität. Als Krumm nämlich vor Jahresfrist eine Schau Schwarzwälder Narrengewänder und Masken zeigte, besuchte auch Rektor Metz, Freiburg, sein Haus. Die Bilder des Künstlers vom Fasnachtsbrauch gefielen ihm so gut, daß er die Anregung zum Auftrag gab. So kommen Bilder heimischer Sitte in die Freiburger Universität, ein Beginn, das gerührt Schule machen darf. Ueber dem Eingangsportal des Raumes werden sechs Tafeln in einer Höhe von 2,7 Meter die ältesten und volkstümlich wertvollsten Narrentypen zu seinen Temperabildern ausgewählt, die in buntem Zug einen Querschnitt durch die traditionelle Volksfasnacht ergeben, und deren Entwürfe



Schreckerregend grinst der Schuddig



Erwin Krumm malt sein Narren-Fries

Märchen, die unser Häsmacher allerdings nicht anfertigt. Die Hauptarbeit indes gilt dem Dreispitz, der, über und über mit Schneckenhäuschen besetzt, mächtig und ausladend die Mäste überragt. Häuschen der Weinbergschnecke liegen zu Hügeln gehäuft im kleinen Raum. Sorgsam werden sie mit Bindfäden auf einen ausgestopften Strohhut gereiht, dessen Kränze an drei Seiten aufgebogen ist. Niedrige Rollen aus Wolle schließen die Ecken des Dreispitzes ab. Es gibt ein merkwürdig schepfern und Kleepern, als uns der Meister einen fertigen Hut zeigt, ein Klappern, das bei einem Umrug der Schuddig schon allerlei lustig Geräusch machen muß. Sein eigenes Häss legt der Mann zum Schluß noch an, und es verklärt sich sein Gesicht, die Füße machen Tanzschritte — „soght degege!“

Holzschnitzer seines Zeichens

Ueber eine schmale feile Holzstuppe erreichen wir die niedrige Werkstatt des Meisters D. Viel Füße sind im Lauf der Jahre schon über diese Treppe geschritten, denn der Mann, Holzschnitzer seines Zeichens, verfertigt mit kunstfertiger Hand so mancherlei hübsche Dinge. Im düsternen Raum erzählten die Dinge, die da an der Wand hängen, eine lange Geschichte vom Holzschneidewesen im Schwarzwald. Augenblicklich hat der Alte Verzierungen für Banduhren auf seinem Schindbrett. Das macht sich jetzt wieder, er, man spürt auch bei uns, Gott sei Dank, den neuen Antrieb. Doch seine Hauptarbeit ist immer noch die Maskenschnitzerei. Als Bub schon hat er damit angefangen, und in den vierzig Jahren seither hat schon eine stattliche Anzahl seine Werkstatt verlassen. „Das kann man nicht erlernen, das muß man in sich haben“, ist seine Ueberzeugung. Und in der Tat, wenn man den Mann mit dem Schnitzmesser an so einem lustigen Bildwerk hantieren sieht, merkt man, daß Begeisterung für die Sache dazu gehört. Fünfzig und mehr Masken gehen jährlich aus diesem Raum hinaus in die Welt. Nicht nur für den Fasnachtsbrauch. Da sind Museen, Theater, Privatpersonen, die mit ihren Wünschen zu dem Meister kommen. Auch für die NSDAP er schon nach Entwürfen von Kunstmalern Krumm gearbeitet.

Holzklötze, Teufel und Mundle

Seine große Liebe aber sind die Larven, die er für viele Bänke im weiten Schwarzwald anfertigt. Er kennt die Schemengefichter alle, wie sie in den Tagen der Fasnacht die Straßen der Städtchen bevölkern. Alle möglichen Formen sind schon durch seine Hand entstanden. Und er zeigt uns lächelnd, wie so ein Schnitzwerk entsteht. Von einem langen Lindenbalken schneidet er einen etwa vierzig Zentimeter langen Klotz ab, den er zuerst sorgsam abhobelt. Auf die flache Seite des Holzstücks wird nun eine rohe Schablone aufgelegt und die Umrisse der Mäste herausgestochen. Jetzt wird der Klotz roh abgerundet und zubehauen. Die Mittellinie gezogen — die eigentliche Arbeit kann beginnen. Nach ein paar flüchtigen Kerben schält sich aus dem Holz das Narrengesicht. Teufel in allerlei fürchterlichen Ausdrücken entstehen, das ewig lächelnde Mundle-Gesicht, das „Narrenarisch“, die Langmaie. Frei, ohne Vorlage, machen die Dinge aus dem Holz, der Meister hat alle gewünschten Formen im Gedächtnis. Und der Ausdruck der kleinen Kunstwerke ist verblüffend stark. Obgleich erst der Anstrich ihnen die richtigen Fasnachtsfarben verleiht.

Diesen letzten „Schliff“ gibt ihnen ein anderer Handwerksmeister, den wir ebenfalls aufsuchen, der Maskenmaler. Er ist wirklich Mater von Beruf und gerade dabei, Möbel anzufertigen. Bereitwillig zeigt auch er seine Kunst. Da erblickt zuerst der Mundle seinen farbigen Ton. Zwar ist die Art seiner Bemalung streng vorgeschrieben, doch läßt diese dem Mann Freiheit genug, Schattierungen nach eigenem Geschmack auszuwählen. Sein säuberlich trägt er die Farben auf, rote Säufersmalen, die „Rätsch“, den etwas dümmlichen Ausdruck des Mundle, Schnurrbärte, Barzen und was alles dazu gehört, die schreckhaften Gestalten der Oberländer Fasnacht zu vollenden. In einer langen Reihe grünen, schredlich anzusehen, die Larven von der Wand. Manches eine aus Urvätertagen ist darunter, die uns der Meister



Der Pflumeschlucker
Aufnahmen: „Führer“ Geschwindner

Besonders liebevoll zeigt. Tradition und eigene Fertigkeit sorgen hier dafür, daß eine alte Kunst nicht ausstirbt.

Noch liegt das freundliche Städtchen im Grau des Wintertags. Heimlich nur raunt die Fasnacht durch Häuser und Gassen, aber es wird mächtiger werden mit jedem Tag. Und wenn man „schmutzigen Dunschtig“ die Fasnachtstüchle im Fett aus dem großen Schmalz-„Schmutz“ haben zu rumoren beginnen, dann ist auch die Zeit gekommen, da die frohe Luft hinausstößt auf die jetzt noch so stillen Straßen und tagelang die Gemüter beherzigt.
Hugo Büchler



So entsteht eine Teufelsfratze

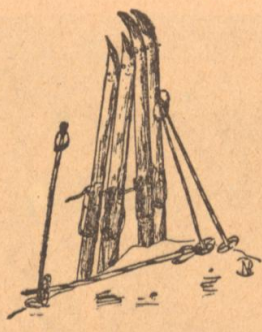


Das Narrenhäss erhält letzten Schliff



Richtige Farbgebung vertieft die Wirkung der Masken

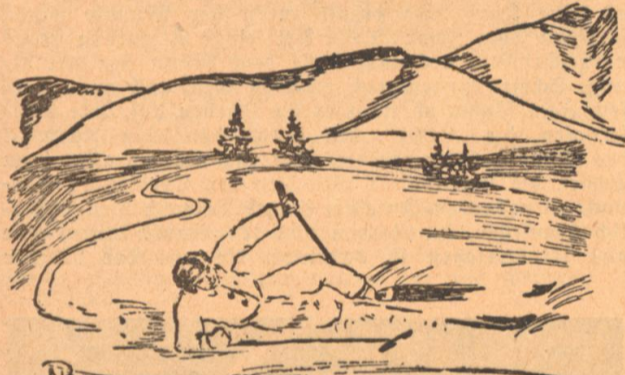
Die verliebten



Bretteln

Von Norbertine Bohrmann

Da standen sie nun. Eingeklemmt zwischen andern, die gar keine Rücksicht nahmen, ob sie die Aussicht versperrten oder sich gar an sie lehnten. Noch nicht einmal ihr ehrwürdiges Alter wurde respektiert. Wenn die andern wüßten, wie hoch sie schon gesprungen waren, in welcher lauschenden Abfahrt sie ihre Lebensberechtigung erprobt hatten, würden sie sich aber nicht erlauben, in solche Nähe zu kommen. Ein Paar, das drückte ja mächtig und lehnte sich mit der vollen Schwere seines Gewichtes auf seine alten Spitzen, die noch in ihrer ursprünglichen Rundung dieses Bild befehlten. Neu und noch dazu weiblichen Geschlechts lehnten sie mit einer Unbekümmertheit an seiner Seite, das nur die Jugend zustande brachte. „Ach, und wie fein die Glajur noch ist“, denkt der alte Ski, an so etwas konnte er sich gar nicht mehr entsinnen. Aber das Wachs dürfte besser sein, das kann der erfahrene Ski auf den ersten Blick feststellen. Was kann man viel verlangen von solch jungen Skiern, die ohne jedes Abenteuer hier gelandet sind, wahrscheinlich direkt vom Dach des Dornbusch in das Hotel Na, der alte Ski kennt sich ja aus und lehnt sich voller Behagen in seinen Ständer zurück. Da, plötzlich gab's ein Gepolter und die netten kleinen Skiern legten sich in seine Arme. Halb entrüthet zittert er etwas zurück, um jedoch im gleichen Augenblick ruhig und sicher zu stehen, den netten kleinen Bretteln Halt gebend. „O, entschuldigen Sie, ich konnte mich nicht halten, wiperie das neue Paar Ski und seine funkelneuen Glanzlichter zauberten dem alten Ski Freundigkeit ins Gesicht.“



Zeichnungen: Norbertine Bohrmann

„Ich habe eine langjährige Festigkeit“, prahlte er sogleich mit seiner hartböligen Stimme „und schon manchen Kampf erlebt, Sie können getrost meinen Schutz annehmen!“ „Ach ja, Sie sehen auch so selbstsicher und ehwürdig aus“, flüsterte verächtlich das Ski-Fräulein. Der alte Ski wurde nachdenklich. Ehrwürdig, so alt war er nun doch nicht, nein, er stand noch in der Blüte seiner Jahre; erst heute hatte sein Herr gesagt, „meine alten, treuen Vatten werden mir noch manchen Sieg bringen“, und darauf war er sehr stolz. Witten in seine Vattennachdenklichkeit kam sein Herr mit den Kameraden. In der Eile, die nun folgte, konnte er dem Ski-Fräulein nur noch einige Worte von Wiedersehen zuklappen, die aber in dem Rattengeklapper verloren gingen. „Wer stellt denn so dämlich die Bretter ineinander“, brummte Fritz der Springer, „ach ganz neue Vatten, na ja, so ein Skiflügel, da kann man nicht mehr erwarten!“ „Gefällt Sie, das sind meine „damischen“ Vatten und der „Skiflügel“ bin ich“, erwidert eine helle Stimme hinter Fritz, der sich verdaut und drehte. „Ach, brachte er mühsam hervor, hatte sich aber gleich wieder gefast, „so kann man sich täuschen!“ „So kann man sich täuschen“, erwiderte wieder die helle Stimme von Gretel. Sie nahm ihre Skier in den Arm und wendete sich der Tür zu. Blickblau vor Kälte breitete sich das heimlichste Antlitz aus. Noch war es unbelebt und still, aber bald kamen die Skiläufer, die Erholung suchten von den schafenden letzten Tagen.

Gretel schnalle die Bretter an und stieg mit stapfenden Schritten bergauf der Höhe zu. Die Wolken standen am Himmel wie ausgepulte Wolle und helle Sonnenlichter durch den Tann. In dieser märchenhaften Welt knirschten die Stöße, wenn sie hart in den Schnee gehoben wurden und tief ging der Atem bei jedem Voranschreiten des Fußes. In das Dämmer des Waldes blendete das freie Schneefeld, wie ein Diamant in allen Farben. Gretel kniff vor der blühenden Pötte die Augen zusammen und in ihrem Gesicht stand ein frohes Leuchten, das weitesterte mit der Schönheit des Tages. Sie liebte diese Weite, in deren Weite lauschende Abfahrten mit sanften Hängen wechselten. Die neuen Bretter sollten ihre erste Abfahrt hier bestehen und knirschten bei jedem Schwung.

Auf Schneeschuhen

Von Friedrich Roth

Nun sind die letzten Spuren überflogen. Jungfräulich liegt das weiße Dämmerfeld des Schnees, auf dem die späten Farben liegen. Der Raum ist tief. Doch zeitlos ist die Zeit.

Am hohen Steine drüben steht die Stille, das Flug auf uns gerichtet unermüdet. In unserem Herzen schlummert schon der Wille. Er ist von der Erhabenheit gebannt.

Wie weht so seltsam an die Luft der Firne und löst Erinnerung aus an flaches Sein. Um die im Kampf des Tals gefürchte Stirne gießt sie der Höhe wunderlichen Schein.

Da silbert aus dem grünen Firmamente der erste Stern als Vöte kälterer Nacht. Wir neigen uns und rüsten uns zur Wende. Was hat der Berg im Schweigen wohl gedacht.

den Gretel in froher Lust unternahm. „Wir werden uns schon aufeinander einfahren und die besten Freunde werden“, sagte Gretel zu ihren Brettern und stieg im Grätschritt leutrecht am Hang hoch. Jedesmal, wenn sie nach oben stieg, genoh sie den Blick in die Ferne. In bläulichem Dunst, fast unsichtig, breiteten sich die Berge. Da laufte auf einmal den Hang herunter eine Wolke Pulverschnee und mitten darin Fritz. Sein helles Haar leuchtete in der Sonne noch heller. Mit einem kühnen Schwung hielt er dicht vor Gretel, so daß sie beide eingehüllt standen in dem verwehenden Schneestaub. Vor lauter Freude, das Ski-Fräulein wiederzusehen, tanzten die Bretter unter der Fräulein Gretel, Sie sind mir doch nicht böse, dazu sind wir viel zu gute Kameraden!“ „Ach ist ja nicht der Rede wert, kommen Sie Fritz, wir üben an dem Hang. Wissen Sie, die Bretter sind doch anders wie meine alten, denen ich den Hals gebrochen habe, sagt Gretel leichtsinnig und wendet sich dem Berg zu. Gemeinlich kletterten sie hoch und oft blideten sie sich an, wenn die Bretter nicht gehorchen wollten und auseinanderstoben. Beide Menschen waren tief beglückt, den Körper in jedem Schwung zu beherrschen und gleichsam spielend dem Berg die Fährnisse abzutrotzen. Als die Abendglocken langsam vom Tal heraufgezogen kamen, glühten die letzten leuchtenden Strahlen die schneebedeckten Tannen und weißen Schneefelder unwirksam an. Endlich wendeten Gretel und Fritz der Hütte zu. Müde waren sie. Manche Abfahrt endete mit einem gewichtigen Punkt im Schnee, der seine Spuren auf die warme Hütte und dampfende Suppe und wohlgesagte Ausreden auf der Hüttenbank. Mit einigen letzten Schritten gelangten sie vor die Türe, wo sie die Bindung lösten, sorgsam über die Laufflächen strichen und sie nebeneinander in den tiefen Schnee steckten.

Wieder standen sie nebeneinander, die verliebten Bretteln und muhten vor Freude nichts zu sagen, während die beiden Menschen in die Hütte traten. Gleich ging drin-

nen eine Geschäftigkeit los und bläulicher Rauch stieg über die Bäume in den Dämmer des Abends. Leise bengte sich Ski-Fräulein zu dem alten Ski, um sein Geflüster besser verstehen zu können und hätte beinahe dabei das Gleichgewicht verloren. Sie war eben noch Neuling und wußte nicht, wie boshaft der Schnee sein konnte. Immer mehr gab der Schnee nach, bis sie sich seit aneinander lehnten. Das schweigende rasstlose Auf und Ab hatte auch die Bretteln heftig mitgenommen und sie hatten kaum noch Wachs auf ihrer Lauffläche. „Ich ahnte nicht, daß mich das Fahren so rauh anpakt“, klagte das Ski-Fräulein ihr Leid und tröstend murmelte der alte Ski, daß man sich an den Kampf mit dem Schnee allmählich gewöhnen würde. Er liebte diese jungen Bretteln und wollte sie festhalten in seinem Glückstrahl. Es war ein Gewisper und Knirschen und immer enger rückten die Bretteln in ihrer Gemeinschaft zusammen.

Das samene Dunkel verwich, als der Mond sein gleichendes Licht über die Schneeflächen warf. Dunkelblau muthen die Berge in den hellen Nachthimmel, silbernen Bändern gleich flimmerten Wiege und Wege. Es waren wunderliche Bergnähte, so klar, so rein, so unmerklich. Doch stand der Mond, als Gretel und Fritz als gute Freunde auf den Hang zogen. Und eigentlich waren es die Bretteln, die das zuwege gebracht haben. Selbst bei der nächsten Abfahrt fuhr sie ganz eng zusammen, so daß so gar der Mond sich sagen muhte: „So schmale Spuren nebeneinander, das können nur Verliebte sein.“



Der ungeratene Ulk

Von Werner Oellers



Als Kratelbusch, der Buchhalter, hereinkam, waren schon alle an ihren Plätzen. Ohne in der Arbeit innezuhalten, erwiderten sie flüchtig seinen Gruß, hoben dann die Gesichter ein wenig aus den Büchern und beobachteten heimlich den Eingetretenen aufmerksam, mit verhaltenem Lächeln.

Auch wenn er nicht seinen Sonntagsanzug getragen, nicht sein prächtiges graues Haar frisch geschüttelt und mit Bedacht geschneit gehabt hätte, wäre die Festlichkeit seines Auftretens deutlich gewesen: so feierlich war sein Gesicht, so merkwürdig würdevoll waren auch seine Bewegungen. Er ging an die Garderobe, steckte den Stock in den Ständer, hängte den Strohhut an den Haken, zapfte vor dem Spiegel seine Kravatte zurecht, räuperte sich und strebte zu seinem Platz. Seine Augen weiteten sich, die festliche Gefangenhaft seiner Züge entfiel, und übrigblieb ein sprachloses Erstaunen, ein Nichtbegreifen, das augenblicklich in einen Ausdruck freudiger Ueberraschung und Nahrung überkippte.

„Aber was“, sagte er und hob den Kopf zu den anderen, die ihn nun lächelnd ansahen, „aber was — nein, wirklich —“

Schon kamen sie an: Der Prokurist, der Bürovorsteher, der Lohnbuchhalter, der Korrespondent, die Sekretärin, das Tippfräulein, der Stiff. „Herzlichen Glückwunsch, Herr Kratelbusch, herzlichen Glückwunsch — aber das ist doch nicht der Rede wert — das gehört sich doch so — das wäre noch netter —“. Und „Ad multos annos“ sagte der Lohnbuchhalter, der die Mittlere Reife hatte. „Sie sollen leben, Herr Kratelbusch!“

Der war ganz außer sich, sein Gesicht strahlte von einer innigen Bewegung, die er kaum zu meistern verstand. Seine Augenpaare waren leicht angefeuchtet.

„Wirklich“, sagte er, „das ist die schönste Ueberraschung — wirklich — das hätte ich nicht gedacht. Schönen Dank also denn, vielen herzlichen Dank.“

Er ging noch einmal, flüchtig bewegt, reihum und drückte jedem die Hand. An seinen Platz zurückgekehrt, bejaht er, noch ein wenig zerstreut zwar, doch schon mit einiger Innigkeit, die Gesitteten der beiden Seinhänger, las noch einmal mit Wohlmut die schöngelesene, vielfarbige Widmung auf weißem Karton: „Unsern lieben Kratelbusch zum 55. Die Kollegen“ und legte dann alles behutsam neben sich auf den Boden.

Den ganzen Morgen blieb sein Gesicht verklärt, in einem gewissen Gegenlag zu den lausüblich verführten der anderen, die sich hin und wieder mit bedeutenden Augenwinkeln anlächelten. Während er sein Zehn-Uhr-Brot vornahm, schlenderte er zu Marx, dem Bürovorsteher.

„Ich weiß nicht, Herr Marx, was ich sagen soll“, sprach er laudend. „Ich muß gestehen, ich bin ein wenig beschämt. So eine Ueberraschung —“

„Sie machen zwei Worte um eine Kleinigkeit“, meinte der andere. „Ueberhaupt, wenn Sie sich schon be-

Wer lacht mit?

Merkwürdig

„Es gibt Tiere, die ihre Erzeugerin einfach auffressen!“
„So einen Fall habe ich gestern erlebt. Komme nach Hause und finde unsere Perle beim Aufsternessen!“

Rat

Klan-Ede: „Wesche keenen passenden Namen for unsern Neujelbornen, Maxe?“
Fassaden-Max: „Wenn ihn doch Dietrich.“

Diese Kinder

Dame: „So oft ich ein Schiff besteige, habe ich Angst, es könnte sinken und wir alle müßten elend ertrinken!“
Frischen: „Ich habe gar keine Angst. Ich vertraue auf den Onkel. Papa sagt immer, der Onkel hält uns über Wasser!“

Der Messerheld

Barbier: „Habe ich Sie nicht früher schon mal rasert?“
Kunde: „Nein, ich glaube kaum, die Narben kommen von der Front!“

Ein idealer Verteidiger

„... und dann, meine Herren, bedenken Sie, daß mein Klient fast taub ist und somit die Stimme des Gewissens kaum hören kann!“

Peinlich

Schmitz trat bei einer Abendgesellschaft auf eine junge Dame zu: „Finden Sie nicht auch, daß die Leute hier alle schrecklich langweilig und blödsind?“

Bedauerte die junge Dame: „Ich darf leider nicht! Ich bin die Tochter des Galtgebers!“

Rarität

„Ich möchte einen raffigen Wagen, etwas ganz Außergewöhnliches!“
„Vielleicht einen Wagen gegen Barzahlung?“

Anspruchsvoll

Hausfrau: „Was darf ich Ihnen anbieten? Bier, Kognak, Wein?“
Gast: „Ja!“

Befürchtung

Eise: „Mein Bräutigam sagt immer, ich sei sein Juwel!“
Erika: „So? Hoffentlich verfehlt er dich nicht eines Tages.“

Das moderne Hans

Müller ist eifrig dabei, in der neuen Wohnung die letzten Wände mit Bildern zu schmücken. Da klingelt es.

„Entschuldigen Sie, ich bin der Nachbar, mein Herr. Ich wollte nur sagen, wir brauchen nämlich keine Garderobehaken in unserer Stube mehr.“

Ein Vorteil

„Das muß doch traurig sein, mit einem so zerstreuten Manne wie deinem zusammenleben zu müssen.“

„Ach, das kann ich nicht sagen, ich bekomme mein Wirtschaftsgeld meistens zweimal.“

Das richtige

„Lieber Müller, ich habe die feste Absicht, mir ein Geschäft zu kaufen. Wären Sie nicht ein recht glattes?“
„Selbstverständlich, kaufen Sie sich doch mal eine Eisbahn!“

Examen

„Können Sie mir sagen, Herr Kandidat, was vor allem zur Behandlung einer Krampfkrise gehört?“
„Ein Patient, Herr Professor.“

Anekdoten von Berühmten

Die schlafte Linie

Generalfeldmarschall Moltke war bekanntlich sehr groß und schlant. Während einer Hofgesellschaft unterhalten sich zwei Herren. „Denken Sie sich“, sagt der eine, „ich stehe gestern vor der Kriegsakademie. Plötzlich kommt eine leere Kutsche gefahren. Wer steigt aus?“
„? — ? — ?“
„Generalfeldmarschall Moltke!“

Die Gegenleistung

Der englische Dichter Swift neigte im Alter sehr zum Geiz. Ein schweres Fieber warf ihn auf das Krankenbett. Nach seiner Genesung dankte er dem Arzt mit beweglichen Worten für seine Mühe, für die Sorgfalt und für die vielen Anstrengungen.
„Vergessen Sie nur nicht, daß ich Ihnen zwölffmal einen Besuch abstatete“, unterbrach der Arzt den Wortschwall.
„Niemand“, versetzte Swift rasch, „ich werde ab morgen jeden Tag zu Ihnen kommen!“

Die guten Taten

Der Reichtrater Heinrich V. von England war ein Mann, der sich auf Humor verstand. Als der Kranken eines Tages im Beichtstuhl enthüllte, daß er seine Frau geschlagen habe, entgegnete der Pfarrer unwirksam: „Nicht deine guten Taten, sondern deine Sünden sollst du offenbaren!“
Bert Brennecke.

danken wollen, lieber Kratelbusch, halten Sie sich an Friedrichs. Der hat das Ganze arrangiert.“
„Der Friedrichs, sagen Sie? Nein, das hätte ich am allerwenigsten erwartet. Wie man sich nur in den Leuten täuschen kann!“

Und er schob hinüber zu Friedrichs, dem Korrespondenten. „Ich höre, lieber Friedrichs, daß Sie der Verantwortliche sind. Ich sage offen, das hätte ich nicht gedacht, wirklich nicht. Sie glauben nicht, wie mich das freut.“ Er war sehr bewegt.

Friedrichs wehrte ab, eine seltsame Befangenheit in leicht gerötetem Gesicht. Das sei doch nicht der Rede wert, meinte er, und die Freude sei ganz auf seiner Seite. — Als es auf die Mittagspause zuing, erkundigte sich Kratelbusch, ob nicht einer der Herren einen Korkezieher am Taschmesser habe. „Ich dürfte dann die Damen und Herren wohl zu einem Schluß einladen. Ich meine, eine Flasche —“

Alle sahen erwartungsvoll auf. „Das soll ein Wort sein“, rief Wasmann, der Lohnbuchhalter, und warf hörbar den Federhalter hin. Sein Gesicht strahlte, halb Spannung, halb Verstimmtigkeit. Auch Hermann, der Stiff, war außer sich. „Gehört sich auch zu 'nem ordentlichen Geburtstag“, meinte er und rieb sich die Hände.
„Ich bin dagegen“, kam die Stimme des Korrespondenten ein wenig unsicher daher. „Ich bin entschieden dagegen.“

Die anderen lärmten. Was ihm denn einfiel? Ob ausgerechnet er den Späckerberber machen wolle, er der sonst ja allem fähig und bereit sei? Der doch schließlich auch das Ganze in Scene gesetzt habe?

Und schon reichte Wasmann dem Kratelbusch einen Korkezieher zu. Mit ein paar Schritten war Friedrichs bei ihnen. „Ich bulde es nicht!“ rief er mit rotem Kopf. „Schließlich geht doch die Sache von mir aus!“ Und ein wenig beherrschter: „Ich vertrage mittags sowieso keinen Alkohol, und heute nachmittags gib's einen Saufen Arbeit.“
Alle sahen erstaunt auf den so seltsam Ererbten. Zum Glück leuchtete es Kratelbusch ein, daß mittäglicher Alkohol der Nachmittagsarbeit kaum zuträglich sei.
„Dann machen wir es eben heute abend“, sagte er beschwichtigend. „Die Flaschen können ja hier bleiben.“

Die Stimmung hatte einen kleinen Knack gekriegt, und so traf es sich gut, daß Mittagszeit war.

— Am Abend war die Stimmung wieder da. „Meine Frau hat auch gesagt“, pries Kratelbusch, während er den Korkezieher in den Stopfen bohrte, „das sei sehr schön von Ihnen gewesen, wirklich. Sie hat sich sehr gefreut.“ Er klemmte den Krug zwischen die Beine und zerrte mit Anstrengung.

Alle umstanden, ein fröhlicher Ring, den Gefeierten. Der Lohnbuchhalter stieß die Sekretärin in die Rippen; Hermann, der Stiff, flüsterte dem Tippfräulein etwas ins Ohr. Ein wenig abseits hielt sich Marx, der Vorsteher; in seinem Gesicht war ein wenig Mitleid.

Feng! Kratelbusch brachte die Nase an die Öffnung und schnüffelte. „Aach!“ mochte er. „Ist das ein Tröpfchen! Friedrichs, Ihr Glas!“

Der Korrespondent reichte sein Wasserglas hinüber, die anderen ihm nach. Gluckgluck, lief es wasserklar aus dem Krügel, und im Augenblick umhüllte sie herrlichster Steinbäderdunst.

Wenn plötzlich aus dem sommerlich blauen Himmel Schneefelder heruntergewirbelt wären, hätte die Verblüffung nicht größer sein können. Mit weitaufgerissenen Augen, noch halb im Unglauben, fixierten sie einander an.

„Also, prost denn, meine Freunde“, sagte Kratelbusch bewegt, „und nochmals herzlichen Dank. Ihr glaubt nicht, wie mich das freut!“

„Sie sollen leben, Herr Kratelbusch“, sagte Friedrichs. „Auf noch viele Jahre guter Zusammenarbeit!“

Den anderen, den Ueberrumpelten, schien die Kraft genommen, ein Sprüchlein hervorzubringen. „Wenn ich nicht selber das Wasser reingetan hätte!“ flüsterete Hermann, der Stiff, dem Tippfräulein zu. „Und wenn ich nicht selber geholfen hätte, die Flaschen zu versiegeln!“

„Quatsch nicht, du Dummkopf!“ gab das Mädchen, das inzwischen seinen fräulichen Verstand wiedergefunden hatte, überlegen zurück. „In einer Mittagspause geht viel Wasser den Rhein hinunter.“

Als der erste Krug sich dem Ende neigte, hat der Prokurist die Damen und Herren mit feierlichen Worten, mit ihm auf „die Güte des Herzogs“ zu trinken, wobei er bedeutungsvoll zu Friedrichs hinüber sah. Im übrigen gehalte er sich, da man nun einmal aus festlichem Anlaß so gemächlich beisammen sei, ein Extralächeln zu stiften. Das war das erste Extralächeln.

Sie saßen bis in die Nacht.



Zeichnungen: E. Thiesbürger

Zum Fasching 1938:

Weg in die vollkommene Freiheit

Im Reich Prinz Karnevals — Wir dürfen uns „verkleiden“ — Das sind Sorgen

Sie fragen erstaunt und ungläubig, ob es einen solchen Weg gibt? Und ich antworte Ihnen: natürlich gibt es ihn. Sie finden ihn auf keiner Straßenkarte eingezeichnet, und kein Wegweiser zeigt Ihnen die Richtung, die sie wandern müssen. Aber wenn Sie noch heute den Entschluß fassen, diesen Weg zu suchen, werden Sie ihn in wenigen Tagen gefunden haben. Und am Ziel wird man Sie freudig empfangen! Ein schöner und heiterer junger Mann in lustig-buntem Gewande steht dort. Er berührt Sie mit seinem Zauberhabe, und dann bietet er Ihnen galant den Arm.



Ein frohes Lied zur rechten Zeit

um Sie in sein Reich hineinzu führen: in das Reich der vollkommenen Freiheit! Prinz Karneval ist es. Und über den Porten seines Reiches steht in bunten Buchstaben: Auf — zum Fasching 1938!

Sie haben sich entschlossen, den Weg in die vollkommene Freiheit zu gehen? Wohl Ihnen! So beginnen Sie denn mit Ihren Vorbereitungen. Ein festlich-frohes Gewand brauchen Sie zu dieser abenteuerlichen Fahrt. Bunte, glänzende Stoffe laufen Sie leuchtend und lustig. Und Sie — müssen den weisen Männern recht geben, die behaupten, die einzig wahre Freude bietet

Nachdenklich gesimmt

Waters Freundin fürs Leben / Von Lotte Illenberger-Lenschau

Jemandem, irgendwo wird ein Gast erwartet, ein zwar münziger, aber immerhin unerhört wichtiger, ein neuer, kleiner Erbenbürger.

Wie ein Mutterherz rüht, wie es nur noch dem einen Gedanken an das Kind lebt, das weiß man, das ist eine stille Selbsterkenntnis. Aber ein zweites Herz rüht mit — anders — rauer, voranschauender, das Herz des Waters. Er hat hui, denkt an Zukünftiges. Er wird den Jungen nach seiner Art erziehen, ein ganzer Kerl soll das mal werden, er denkt an Baukästen, an Eisenbahnen, an das Fahrrad — und dann — sind später zwei Männer im Hause.

Und siehe da! Das neugeborene, frampelnde Bündel im weißen Veilchen ist ein Mädchen — ganz einfach — ein Mädchen, nichts ist an der Weltordnung verrückt worden, der Hitzegerer freit fetterlich weiter.

Aber ein Vaterherz rebelliert, das „nachher“ das „später“ will es gern dem Schicksal überlassen, aber das erbe, hätte ein Bub sein sollen — ein Stammhalter.

Und mit einem Mal entwirrt sich der gordische Knoten seiner Empfindungen, langsam zuerst, sehr langsam. Mit dem rötigen, im Arm seiner Mutter schlafenden Mädchen, weiß er herzlich wenig anzufangen, um das schreiende, in nassen Windeln liegende etwas macht er einen kleinen Wogen, aber das Bündel wächst, die kleinen Häufle verlieren ihre Ziellosigkeit, sie fallen nach Waters Brille, kernfröhlich respektlos und selbst lächelnd seine Kramatte, aus der hilflosen Winstel beginnt ein kleines, energisches Persönchen zu werden.

Und dann wird der herrliche Grundstein zu einer unerlöschlichen Freundschaft gelegt. Sie beginnt auf Waters Knien und klettert beim „Hudebad“ in die höchsten Regionen lachsender Kinderheiterkeit. Ja, so ein Mädel hat doch überhand Temperament, — ob ein Junge auch — ach, wozu noch daran denken! Vater hat eine Freundin fürs Leben gefunden, sie hat ein Leibesübungsgerät und einen unaufröhrlich munter plätschernden kleinen Mund. Vielleicht denkt Mutter manchmal an „damals“ zurück, aber sie lächelt nur und verflücht die Gedanken in ihrem Herzen.

Es gibt Probleme des Daseins, die nur zwischen Vater und Tochter gelöst werden können. Sag mir einer, wer baltet und zimmert in stiller Heimlichkeit Puppenstuben, wer sollte abgedrochene Stuhllehne wieder aufstellen, wer hebt und füttert überhaupt alles mit einer Engelsgebild, was Kinderhände im Spielteiler in die Brüste geben lieben? Und wenn eines Tages das Puppenkind in Scherben am Boden liegt, erhebt sich aus den Trümmern noch das Vertrauen: „Mein Vat! macht alles wieder ganz!“

Die Jahre schieben diese Kameradschaft immer fester zusammen. Immerhin nimmt sie fest Formen an, die zu ernsthafter Gegenleistung verpflichten. Nach Büroschluss werden wiberstandsfähig Kommas und Ausruhmungszeichen zur Ordnung ertannt, französische Vokabeln abgechört und die Grundregeln der ach so heimlichstischen Algebra klargestellt. Also wirklich — Vater ist einfach großartig, man kann sich so wundervoll auf ihn verlassen!

Welt neben der Schadenfreude, sei die Vorfreude, nicht wahr? Vorfreude! Darf man doch dies eine Mal im Jahr das schönste Spiel unserer Kinderlage wieder spielen: „verkleiden“. Wist Ihr noch, wie es früher war, wenn man am Sonntagmorgens mit dem Bestand des ersten Hansballets Theater spielte? Tischdecken wurden zu fantasiehaften Königsmanteln, und der silberne Kuchentopf war die Krone aller Märchenherrscher!

Nest ist die Zeit gekommen, in der diese Kinderpiel-Leidenhaft in uns wieder erwacht. Die Phantasie aufleitet uns tausend bunte Gestalten vor. Stündlich werden neue Einfälle geprißt und verworfen. Die ewige Frauenfrage „Was siehst du an?“ scheint sich endgültig zu einem unlöslichen Problem zu verdichten. Wie einfach war es damals, als wir glauben durften, eine bunte Tischdecke und ein silberner Kuchentopf mache uns zur Königin aller Märchenreiche! Damals war das Leben im Land der vollkommenen Freiheit noch ein Dauerzustand für uns — heute müssen wir uns den Weg dorthin mühsam bahnen. Und überall gibt es Grenzen. . .

Sie machen sich schon wieder unannehmbar bemerkbar, und drohen jegliche Vorfreude zu zerstören! Da ist die Grenze, wo ein unerbittlich aufrichtiger Spiegel steht! Er zeigt uns, daß nun einmal die meisten von uns mit einer Marlene-Dietrich-Figur begnadet sind! Ich nicht — Du nicht — und — auch die liebe Freundin nicht! Diese letzte Tatsache besetzt uns nun auch noch den Genuß der Schadenfreude, und macht uns den Abschied von den langen, blauen Maßhaken à la Marlene leichter. Der Schmerz ist überwunden. Seite beginnt die Vorfreude wiederum zu pudern. . .

Da — eine neue Grenze! In Gestalt einer ganz distrierten kleinen Preisstapel in jenem Schaufenster, wo der



Frohes Maskentreiben für die Kleinen

Zeichnungen: E. Thiesbürger

märchenhafte Goldbrod'at ausgestellt worden ist! Somit muß man jegliche Anlehnung an die Königin von Saba oder die italienische Renaissance zugunsten seines Portemonnaies fahren lassen. Aus Anseh der spanische Schal, in dem die glühenden Schänderinnen so wunderbar aussehen, ist sehr am Plak, wenn man ein blonder, molliger Typ ist. . . Fasching! Von Vorfreude keine Spur mehr. Schlaflose Nachstunden, Sorgenfalten und — wemöglich noch graue Haare! Bis — im richtigen und letzten Augenblick der einzige, wahre, gute Einfall kommt. Die Gießelst findet eine gefüllte Futterkrippe, der gute

Geschmack hat gefiegt und zum Schluß stellt sich die Vorfreude in erhöhtem Maße wieder ein!

Aber nun kommt eigentlich noch die Hauptfrage: die große Kunst sich auch noch innerlich zu verkleiden. Es ist gar nicht so einfach, den Alltag mit dem Arbeitszuge abzuwerfen, und mit den bunten Stoff-geben vollkommen in die Lustion zu steigen. Nur, wenn wir das aus bereitem Herzen zu vollbringen verheben, werden wir den Weg in das Land der vollkommenen Freiheit wirklich finden, und Prinz Karnevals Zauberstab wird uns verwandeln. E. M. M.

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

Arbeitsdienstführerin in Theorie und Praxis / Von M. Teo

Der Beruf der Arbeitsdienstführerin gehört zu denjenigen Frauenberufen, die der neuen Zeit ihr Entstehen verdanken. Denn durch die Einführung des weiblichen Arbeitsdienstes, dessen Umwandlung von „Freiwilligen Diensten“ zu sogenanntem Dienstpflicht in absehbarer Zeit bevorsteht, ergab sich der Bedarf an geeigneten Lagerführerinnen. Wenn man ferner in Betracht zieht, daß die über 500 Lager des weiblichen Arbeitsdienstes demnächst auf 800 erhöht werden sollen, so ergibt sich der steigende Bedarf an Arbeitsdienstführerinnen von selbst, zumal erfahrungsgemäß ca. ein Drittel durch Heirat wieder aus ihrem Beruf ausscheiden.

Junge Mädchen, die sich also diesem aussichtsreichen Beruf widmen wollen, der ihnen außerdem noch die Möglichkeit bietet, nach mindestens fünfjähriger Tätigkeit als Arbeitsdienstführerin in einen sozialen Frauenberuf hinüberzuwechseln, müssen allerdings ein Mindestalter von 17 Jahren und die Ableistung eines halben Jahres Arbeitsdienstes nachweisen. Eine an diesen anschließende sechsmonatige Tätigkeit als Kameradschaftsleiterin

hilfen um, wird die Frau zum Weikampf antreten, auch in Berufen, in denen sie gleichwertig neben den männlichen Kameraden tätig ist, wird sie zum erstenmal ihr Können unter Beweis stellen.

Natürlich müssen bei der Bewertung der Frauenarbeit zum Teil andere Maßstäbe angelegt werden. Da die Frau nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen an einer Arbeit beteiligt ist und neben der Gebiegenheit auch die Schönheit einer Arbeit berücksichtigt, ist sie als Pflegerin des guten Geschmacks in der Wirtschaft unentbehrlich. Gerade der Reichsberufswettbewerb zieht hier die begabten Frauen ans Licht, wie es z. B. 1936 mit der kleinen Federarbeiterin von der schicklichen Braue geschah, die aus einem Federbüschel ein so wunderbares Paar Sandalschuhe fertigte, daß man es sofort als Mutter für eine große Produktion verwendete.

Die Teilnahme am Reichsberufswettbewerb wird namentlich durch den weiteren Ausbau der Fachschaft- und Sparten-einteilung der Wettbewerbe gefördert. Zu den vier Textilschaffungen (Schürze, Weberei, Härterei, Stickerie), die im Jahre 1934 bestanden, haben sich 1938 12 weitere Textilschaffungen gesellen. Diese Fachschaften teilen sich jetzt in 70 Sparten auf. Die Zahl von 35 000 Teilnehmerinnen in der Textilgruppe wird in diesem Jahre ganz bedeutend überschritten werden.

Der Reichsberufswettbewerb bedeutet also für die weibliche Berufsarbeit eine entscheidende Umwandlung, da er nicht nur die Allgemein- und Berufsbildung der Frau zu heben geeignet ist, sondern auch dazu beiträgt, diejenigen Gebiete aufzudecken, in denen die Frau überragende Leistungen zu vollbringen vermag.

Reichsberufswettbewerb entdeckt Frauenleistung

Der Reichsberufswettbewerb, an dem bereits 1936 rd. 400 000 Mädel und 1937 rd. 700 000 Mädel teilnahmen, wird im Jahre 1938 noch eine weit höhere weibliche Beteiligung aufweisen, da diesmal auch Frauen und Mädel über 21 Jahre mitmachen können.

Nicht nur in dem Bereich typischer Frauenberufe, wie z. B. der Stickerin, Schneiderin, Putzmagierin, Hausge-

leitet dann zum einjährigen Besuch einer vom Arbeitsdienst nachgewiesenen Landfrauenschule über, an den sich je ein halbes Jahr praktische Betätigung im Krankenhaus und in der sozialen Arbeit anreicht. Hierbei sei noch erwähnt, daß auch die Ausbildung in sozialen Frauenberufen, wie Volks- und Haushaltspflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Kranken- und Säuglingspflegerinnen als Praktikum für die spätere Arbeitsdienstführerin in Anrechnung gebracht wird. Erst nach dem sechsmonatigen Besuch einer Bezirksführerinnenschule tritt die Berufsamtlerin ihre nunmehrige Tätigkeit als Lagergehilfin an, für die sie neben freier Station und Dienstkleidung ein monatliches Anfangsgehalt von 50.— RM. erhält, das sich nach und nach auf 120.— RM. erhöht, um dann als spätere Lagerführerin, ebenfalls bei freier Verpflegung, Unterkunft und Dienstkleidung, mit einem Anfangsgehalt von 80.— RM. monatlich zu beginnen, und später eine Höchstgrenze von 150.— RM. zu erreichen.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß ausschließlich der Ausbildung in der Landfrauenschule, in der die Ausbildungskosten nur mäßig zu nennen sind, für diejenige innerhalb des Arbeitsdienstes keine Kosten erfordern.

Aus der Praxis erzählt Infa, so nannten wir sie alle heimlich, sonst sagten wir Fräulein Kottmeier. Infa war unsere Lagerführerin. Aber sie war noch viel mehr. Sie war uns allen eine richtige Mutter, die sich um ihre vierzig Schützlinge sorgte und müht, daß brauchbare Menschen aus ihnen werden. Wir waren im Alter von 17 bis 20 Jahren, aber uns allen fehlte ein etwas. Ich kann nicht so recht sagen, was dieses etwas war, ob's noch ein großes Stück Kameradschaft oder ob's die Liebe zur Arbeit auf dem Land und an der Erde war — aber als das halbe Jahr der Arbeitsdienstzeit vorüber war, wußten wir, das wir gewachsen waren.

Im Februar, als es regnete und nichts als regnete und das ganze Lager erfüllt war, kam Infa abends, wenn alles im Bett lag, noch mit Pfefferminztee zu jedem Mädel. Am anderen Morgen mußten wir alle gurgeln — das Wasser hatte sie selbst auredhtgemischt. Immer war sie um uns besorgt, aber als sie selbst einmal heftiges Jähren hatte, so daß die linke Wange geschwollen war und sie vor Schmerzen gar nicht essen und schlafen konnte, da wollte sie von Ausruhen nichts wissen, im Gegenteil! Mit dem Rad fuhr sie noch zu einer unserer Stickerinnen, die im Januar ein Kind geboren hatte; das ging ihr eben vor!

Dt haben wir verfaßt, ihr eine kleine Freude zu machen. Entweder die „Heimelmannchen“ hatten ihr ganz heimlich die ersten Schneeglöckchen ins Zimmer gesteckt, oder aus Mutters Paket wanderte der schönste Apfel zu Infa, oder wir sangen ihr früh zum Wachen ein Morgenlied. —

„Unsere Infa“ ist jetzt in einem anderen Lager, das sie aufbauen wird. — Wenn ich jetzt Kameradinnen treffe, ist immer die Frage da: „Gibt es noch von Infa gehört?“ Und jede freut sich dann, wenn sie einmal einen Kartenbruch oder gar einen Brief von ihr bekommen hat. Wir erzählen uns dann von Wenden, an denen wir Volkslänze geübt haben, von Abenden, an denen wir für das WSH, Wäsche nähten und Kinderfaschen und Puppenwagen herstellten. Und Infa half immer mit. Ob's in der Küche, im Garten, im Haus war, immer hat sie mit angepackt und geholfen. Eine Freude gab es stets, wenn sie einmal ganz unerwartet zu unserem Sticker kam, um zu sehen, wie wir mit der Arbeit fertig würden und ob „unsere Frau“ auch frisch und munter war.

Jahrbuch „Deutsches Frauenschaffen“ 1938 Wie schon im vorigen Jahre, erschien auch für 1938 wieder das Jahrbuch „Deutsches Frauenschaffen“ (Verlag: Weisfällische Landeszeitung, Rote Erde, Dortmund), das im Auftrag der Reichsfrauenführung herausgegeben ist. Es bringt diesmal Auszüge aus der Rede des Führers auf der Frauendundgebung in Nürnberg 1937, die nur für das Jahrbuch freigegeben wurden. Außerdem gerammelt es klare und eindringliche Einblicke in alle Gebiete frauichen Lebens. Guter Bildschmuck veranschaulicht die Texte, die sich mit den Aufgaben und Leistungen der Frau im dritten Reich beschäftigen. Zu schätzen, lebendiger Art wendet sich das Buch an die Leser aller Schichten und beweist durch sein interessantes Material die Notwendigkeit frauicher Einheitsarbeit und Leistung überall dort, wo es sich um Aufgaben handelt, die der Frau weisungsgemäß sind. H. D. Hauser.

Fünfmal Rote Rüben

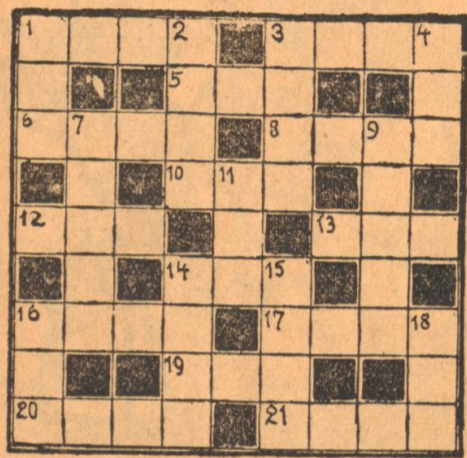
Zu den deutschen Erzeugnissen, die mir reichlich ernten, aber noch nicht im erforderlichen Ausmaß verbraucht werden, gehören die Rote Rüben. Da wir im letzten Jahr eine außergewöhnlich reiche Rote-Rüben-Ernte hatten und die Kommerzienfabriken diesmal das Dofenmaterial vorwiegend für weniger haltbare Gemüse verwenden mußten, ist für den Verbrauch im Haushalt ein besonders großer Vorrat vorhanden. Da die Rote Rüben mit dem Beginn feuchtwarmer Witterung leicht zu sauer werden beginnen, sollte jede Hausfrau noch in den Wintermonaten diese billige und nahrhafte Frucht in den Speisekammer aufnehmen. Sie bildet nicht nur einen vorzüglichen Ausgleich für den Säureüberschuß im Blut, sie ist auch für Nierenkranke, die eine kohlenstoffarme Diät gebrauchen müssen, äußerst vorteilhaft. Außer dem reichen Gehalt an Vitamin C enthält die Rote Rübe noch viel Eisen, Kalzium und phosphorhaltige Salze, außerdem leicht verdaulichen Zucker.

Zur Kostlosigkeit werden die Rote Rüben gewaschen, vorsichtig von den unteren Wurzeln und Blattstengeln befreit, damit sie beim Kochen nicht verbluten, gekocht und geschält. Sie werden sodann in Scheiben geschnitten und in einen Steinopf oder ein Glas eingelegt, wobei man Kümmel und kleine Meerrettichwürfel dazwischen schiebt. Man übergießt sie mit einer Lösung aus Weinessig, Wasser, Zitronen- und etwas Salz. Zucker, Kümmel, Essig und etwas Wasser zugeben. Die Rüben werden durch Zugabe von wenig Buttermilch verfeinert werden. Außerordentlich schmackhaft sind schließlich Rote Rüben im Eintopf. Man kocht von Rind- oder Hammelfleisch mit reichlich Suppenwürstchen eine kräftige Brühe. 1 Kilogramm Rote Rüben werden gereinigt, in Streifen geschnitten, in Wehl gewälzt und in einem fest zugedeckten Topf in etwas Margarine 1 Stunde gedünstet. Außerdem schneiden man einen kleinen Rohrkopf in Stücke, überbrüht ihn und gibt zu erst die Rote Rüben und eine halbe Stunde später den Rohrkopf an die durchgeleitete Brühe, verfährt sie mit 1 Tasse süßen Geschmacks, röhren wird er von Kindern gern angenommen und ist besonders für die Säuglingsernährung wertvoll. Mit Milch vermischt, ist der Saft noch angenehmer trinkbar.

Zum Einmachen werden die Rote Rüben gewaschen, vorsichtig von den unteren Wurzeln und Blattstengeln befreit, damit sie beim

Kochen nicht verbluten, gekocht und geschält. Sie werden sodann in Scheiben geschnitten und in einen Steinopf oder ein Glas eingelegt, wobei man Kümmel und kleine Meerrettichwürfel dazwischen schiebt. Man übergießt sie mit einer Lösung aus Weinessig, Wasser, Zitronen- und etwas Salz. Zucker, Kümmel, Essig und etwas Wasser zugeben. Die Rüben werden durch Zugabe von wenig Buttermilch verfeinert werden. Außerordentlich schmackhaft sind schließlich Rote Rüben im Eintopf. Man kocht von Rind- oder Hammelfleisch mit reichlich Suppenwürstchen eine kräftige Brühe. 1 Kilogramm Rote Rüben werden gereinigt, in Streifen geschnitten, in Wehl gewälzt und in einem fest zugedeckten Topf in etwas Margarine 1 Stunde gedünstet. Außerdem schneiden man einen kleinen Rohrkopf in Stücke, überbrüht ihn und gibt zu erst die Rote Rüben und eine halbe Stunde später den Rohrkopf an die durchgeleitete Brühe, verfährt sie mit 1 Tasse süßen Geschmacks, röhren wird er von Kindern gern angenommen und ist besonders für die Säuglingsernährung wertvoll. Mit Milch vermischt, ist der Saft noch angenehmer trinkbar.

Köpfchen! Köpfchen! Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Vogel, 2. Kopfbedeckung, 5. italienische Grenzstation in Südtirol, 6. Ausdrucksweise, 8. Gebirge in Rußland, 10. Brotaufstrich und Nachspeise, 12. Körperteil, 13. Himmelsrichtung, 14. Einteilungsbe-griff, 16. Gewürzpflanze, 17. Saat, 19. Bund, 20. Fischzeit, 21. Haustier.

Schieberätsel Die nachstehenden Wörter sind ohne Verände-rung der Reihenfolge also nur durch seitliche Verschiebung derart untereinander zu legen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen eine Jahreszeit und ihre charakteristische Beglei-tererscheinung bezeichnen:

W e s t f a l e n
T i s c h t u c h
E i n n a h m e n
B i e r t o n n e
V o r s t e h e r
B a u m r i e s e

Wer hat richtig erraten?

Goldkäse: Ronne, Urmah, Weg, Ente, Nor-meen.
Silberkäse: 1. Wale, 2. Fische, 3. Obst, 4. London, 5. Enslan, 6. Spritze, 7. Kranich, 8. Ananas, 9. Nachtigallen, 10. Niere, 11. Blasen, 12. Enadin, 13. Kuntelrabe, 14. Wobbe, 15. Eindracker, 16. Nafan, 17. Standbilder, 18. Christen, 19. Energie, 20. Nachhaken, 21. Trümpf, 22. Sandrolle. — Wie-les kann der Mensch entdecken, nur den Menschen nicht.

Diamant-Käse: N e e
S e e
E r w i n
S t o l z
A r m

Auto-Wohn-Wagen



„Ja, das ist die Art Wagen, die ich gern haben möchte, aber ich befürchte, er ist ein bißchen zu schwer. Mein Mann hat nämlich nur ein Fahrrad.“ (Tit-Bits)

BRIEFMARKEN-ECKE

Die Wissenschaft im Dienst der Philatelie

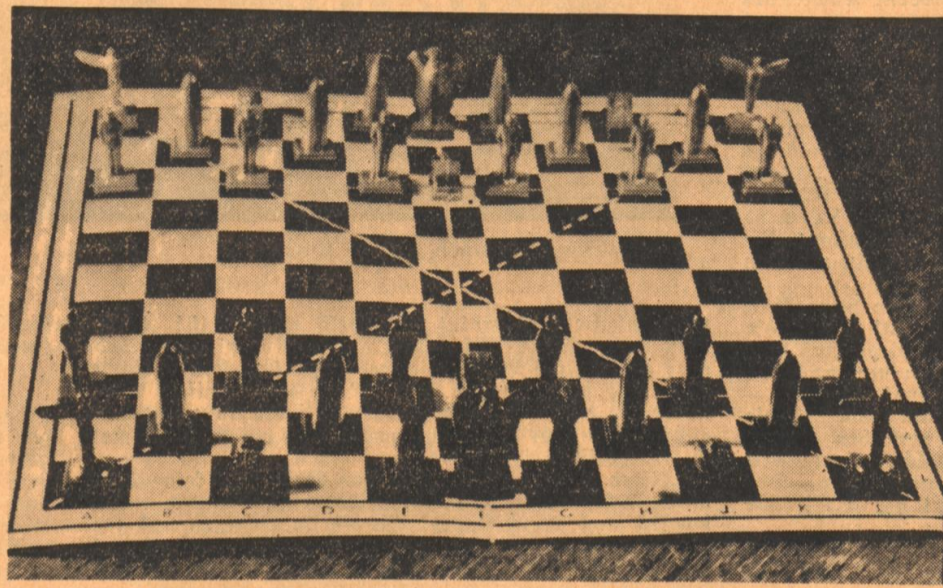
Die erste Stelle unter den Wissenschaften, die der ernste Sammler für seine Liebhaberei benötigt, nehmen Chemie und Physik ein. Es soll hier nicht die Rede sein von dem Anteil, den sie an der Herstellung unserer Marken haben, sondern was sie dem Philatelisten selbst leisten. Dem modernen Sammler ist zum mindesten die Optik ein wichtiges Mittel zu Feststellungen an seinen Sammelobjekten geworden, sei es um einen neuen „Fehlgrund“ zu entdecken oder eine Druckun-schärfe, und was schwerer wiegt — die Echtheit der Marke überhaupt festzustellen. Ist nun schon dem gewöhnlichen Sammler die Physik unentbehrlich geworden, so kann heute der Forscher und Prüfer ohne die Chemie kaum mehr arbeiten. Der beste Markenprüfer wird der sein, der neben umfangreichen „Fachkenntnissen“ diese beiden Gebiete voll-kommen beherrscht.

Ein neues Spiel für alt und jung „Taktik“ das deutsche Wehrschach

EWIG unveränderlich ist der Spieltrieb im Menschen. Aber seine Formen wandeln sich. Unsere Eltern spielten in ihrer Jugend Halma und Quartett, Dame, Mühle und „Mensch ärgere dich nicht“ sind uns alle selbst noch ge-

Wichtiger aber und interessanter für die große Masse der Anregung und Zeitvertrieb in ruhigen Stunden suchenden Menschen ist die entscheidende Wandlung, die einige Brett- und Würfelspiele in letzter Zeit durchgemacht

„Spielende Weise“ lernen, dann macht es uns um so mehr Spaß. Auch das neue „Wehrschach“ gehört hierher, denn es erinnert uns tagtäglich an die gewaltige Neuschöpfung des grandiosen deutschen Straßenschach, das in wenigen Jahren allen Deutschen restlos zur Verfügung stehen wird. So kommen diese neuen Unterhaltungs-spiele uns sinnvoller und lehrreicher als ihre Vorgänger, rechte Kinder unserer Zeit, und wir nehmen sie gern in Empfang.



Hier sieht man Blau und Rot zur Schlacht aufmarschieren. „Taktik“ ist, mit allen Spielregeln, jetzt in allen großen Spielgeschäften zu haben.

läufig genau wie das edle Schachspiel, der König aller Brettspiele. Aber eine neue Zeit sucht sich neue Spiele. Von England und Amerika her kam das Bridge zu uns, das sich, vor allem in Norddeutschland, großer Beliebtheit erfreut und einige Zeit sogar den alten deutschen Satz und das französische Rommé zu verdrängen drohte. Bridgeglück und Bridgeglück gibt es heute fast in jeder Stadt und soeben erst kommt die Nachricht von ganz neuen Wandlungen dieses geistreichen Kartenspiels, das man jetzt nach den Lehren des Großmeisters Culbertson auch zu Zweien und nach der Erfindung eines Wiener auch noch mit fünf statt bisher vier Farben spielen kann. Eine Bridgevolution steht bevor!

haben. Sie sind sinnvoller und zeitgemäßer geworden. An die Stelle des etwas sinnlosen „Mensch ärgere dich nicht“ ist das „Mensch paß auf!“ getreten, ein Spiel, das uns in freundlicher Form stets auf neue die Verkehrsregeln ins Gedächtnis ruft und dabei viel mehr Unterhaltung bietet als früher. Denn irgendwie geht es uns alle heute an, ob wir uns richtig benehmen im Verkehr auf der Straße, und wenn wir das auf

Ein besonders erfreuliches Geschenk auf diesem Gebiet ist nun das neue deutsche Wehrschachspiel „Taktik“. Vor allem unsere Jugend, aber auch alle soldatisch gesinnten Männer, werden sich bald mit Begeisterung auf dieses Spiel stürzen. Denn hier haben die bekannten und zeitlosen Schachfiguren sich in ein ganz neues und uns allen vertrautes Gewand gegeben: aus Springern sind Tanks geworden, aus Läufern Flieger, die Bauern sind Infanteristen geworden und die Türme stellen die schwere Artillerie. Das ganze Spiel widelt sich ab als eine Schlacht mit den modernsten Angriffswaffen und Verteidigungswaffen zwischen Blau und Rot, der Spieler wird hier zum Feldherrn und Strategen, denn die Spielregeln lassen laufende von Möglichkeiten zu, die jeder erst mal auf seine Art ergründen und anwenden muß, bevor er in die Geheimnisse des Taktik eingedrungen ist.

Es ist in seiner Grundform eine Erweiterung des Schachspiels, da die Zahl der Fel-



Das Hoheitszeichen, die Wehrkraft des Landes verkörpernd, geschützt von zwei mächtigen Kampfflugzeugen.

Wußten Sie das schon?

Der Vorschlag, nach ihm die Neue Welt zu nennen, ging ohne sein Wissen von dem deutschen Buchdrucker Waldseemüller (Spal-complux) aus, der 1507 eine Beschreibung der Reisen des Amerigo Vespucci herausgab.

Eine Schlange kann in der Gefangenschaft vier Jahre ohne Nahrung leben. Dieser Hungerford wurde von einer Madagaskar-schlange im „Jardin des Plantes“ in Paris aufgefressen. Es kommt auch vor, daß gefangene Schlangen gegen die Einfrierung mit „Hungerstreik“ protestieren. Im Londoner Zoo hat so eine Riesenschlange achtzehn Monate gefastet, ehe ihr Hunger über den Merger siegte.

Das Glas ist den Menschen seit 6000 Jahren bekannt. Aber erst im Laufe der letzten

Jahrzehnte gelang es, in der Fabrikation bedeutende Fortschritte damit zu machen. So gelang es, das Glas derart widerstandsfähig zu machen, daß Mauern aus Glassteinen in vieler Hinsicht haltbarer sind als solche aus Ziegeln oder Beton.

Ein Flaker ist eine Mietstutze — eine Droschke. Ihr Name ist dadurch entstanden, daß es in Paris ein Haus gab, an dem die Tafel des hl. Fiaccius hing. Dort konnte man um das Jahr 1680 herum derartige Wa-gen mieten.

Der Name Landauer soll daher kommen, daß Joseph II. in einem solchen Wagen zur Belagerung von Landau fuhr.

der und Figuren etwas erhöht wurde. Im Grunde genommen aber geht es auf dasselbe hinaus: auf die Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte oder die Eroberung des feindlichen Königs, der hier als Zeichen der gesammelten Wehrkraft des Volkes, mit dem Hoheitszeichen geschmückt, sich präsentiert. Und da noch keine Jahrhundertealte Tradition dieses neu amüsierte Wehrspiel begünstigt hat und noch keine Großmeister tiefgründige Eröffnungsstrategien gefunden haben, so kann jeder kleine Pimpf hier sein eigenes Wehrstrategie werden und hat den Marschallstab der Tat-Tit-Wehrkraft in der Taufe.

Gewiß will das neue Unterhaltungs-spiel nicht als Konkurrent seinem älteren und geistvolleren Bruder Schach an die Seite stellen. Aber als zeitnahe und sinnvolles Brett-spiel soll es uns willkommen sein und wird sicher bald viele neue Freunde finden.

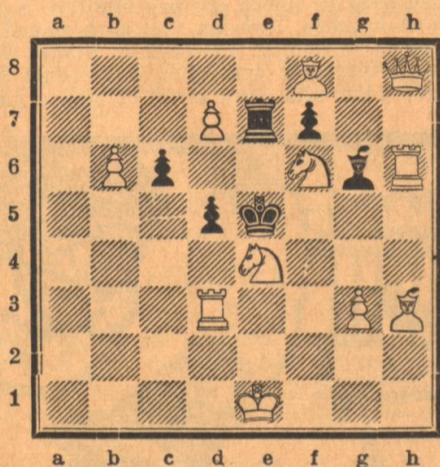
Fred Fees.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 7.

Folge 6 6. Februar 1938

Aufgabe Nr. 6 von F. A. Neufom, Budapest 1. Preis Wochenschau — Turnier 1920



Weiß: 11 Steine: Kgl. D8, L8, S6, F8, S8, Ec4, f6, B6, d7, g3.

Schwarz: 6 Steine: Kc5, Tc7, U6, Bc6, d5, f7.

Matt in 2 Zügen

Ein prachtvolles Zugzwangsproblem!

Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 1 (Kd4, Td4, Sd5, Bc6, e3, f4; Kd8, Dd8, Ba5, a6, d6, f5. Dreizüger von T. R. Dawson): 1. Td4-e4 Zugzwang! f5-e4. 2. Kd3-a4 nebst Springer-matt auf h6 oder c7. 1... a5-a4 2. Td4-e8 w.m. 1. Kd3-b3? Dd8-g8!, wodurch Sd5 gefesselt ist und nicht matsetzen kann, wie ver-schiedenen Eindringern entgegen ist.

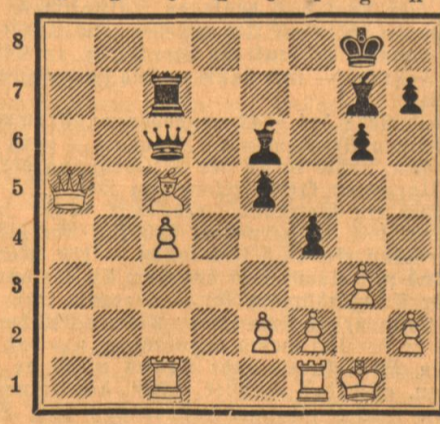
Richtige Lösungen sandten ein: M. Blumer, Dr. Daehn, A. Gilder, Karlheinz Ebert, L. Daum, E. Habicht, Karl Huber, Julius Höf-ler, Prof. Kabele, Ruffardt, Harald Wachs-mut, Franz Went, Karlstrube; G. Ruffmann, Söllingen, A. Jilly, Söllingen, Dr. Linder, Chr. Racher, Dr. Wenz, Forzheim; Friedrich Stein, Wöflingen; Unteroff. Hefter, Bruchsal; Lehrer Duenger, Weisbach b. Mosbach; H. Bührer, Völklingen; W. Schradt, Rendsch; E. Schöde, Offenburg; Mofetter, Hornberg.

Briefkasten: M. Hornberg: Besten Dank für die überfandten 2 Probleme. Leider nicht verwendbar; der Dreizüger hat bei der großen Materialverwendung nur eine Va-riante: Td4 und gegen Tc4 ist nach dem Ab-zug des Sg4 mit Schach nichts zu erfinden; aber der Td4 geschlagen, so erfolgt das Matt schon in 2 Züge. Die Mattführung (Sc3) im Vierzüger ist zu einfach, als daß man daraus ein Problem machen könnte. Be-sten Schachgruß!

Eine Partie aus dem Meisterturnier zu Hastings

Englisch

Weiß: P. Keres Schwarz: B. Mikenas



Stellung nach dem 22. Zuge von Weiß:

- 28. Dd5-b5! 29. Kc6-f3 30. Td1-a6+ Kc6-f7
24. Dd5-c6 Tc7-c6 37. Kc4-d5 g6-g5
25. Kc5-b4 Td3-f1 38. c5-c6 b5-b4
26. Kd1-f1 f4-g3 39. g3-g4 g5-g4
27. h2-g3 Kd8-f7 40. Kd5-c5 h4-h3
28. e2-e4 h7-h5 41. Kc3-f4 Td8-c5
29. Kf1-e2 Tc6-b6 42. Td4-g3 Kf7-g6
30. Kd4-d2 Td6-b2 43. Kd5-d5 Kc5-f8
31. Kc2-d3 U7-f8 44. Kd5-c6 Tc8-e8+
32. c4-c5 Td2-b8 45. Kc6-d7 Tc8-e7+
33. Ud2-c3 Kf7-c6 46. Kd7-d8 Kd6-f7
34. Tc1-f2 Td8-d8+ 47. c6-c7 Aufgabebn.
35. Kd3-c4 Dd8-c8

Widerlegt die Kombination des Ritters, denn D:c5 verbietet sich nun wegen D:e7+ nebst D:e6+; Schwarz muß übrigens in den Damentausch einwilligen, um wenigstens die Qualität zurückzubekommen, und das hier-nach entbehrliche Enspiel wird von Keres, dem ein Wehrbauer verbleibt, mit unüber-trefflicher Präzision zum Siege geführt. 1) Auch andere Züge konnten nicht mehr retten; der Freibauer c5 ist zu stark und so der Gewinn von Weiß nur noch eine Frage der Zeit.

Gustav Adelski.

ROSA MUSSOLINI

Die Mutter des Duce - Ein Lebensbild von Otto Karstädt

1888 war Hedwig, Ewige, geboren, ein stilles feines Mädchen, dem die beiden Brüder dieselbe Ehrfurcht und Verehrung wie der Mutter entgegenbrachten. Nun gab es für die Brüder ein kleines zu bewahren — eine ganz neue Freude für die Jungen und — für die Mutter, die sah, wie sich die beiden an der kleinen Hilfslosigkeit selbst erzogen.

Der alte Tierarzt hatte Hedwig nicht mehr erleben sollen, achtundsechzigjährig war er ein Jahr vor Hedwigs Geburt aus der Zeitlichkeit abgerufen worden. Sandro war sein Viehliebhaber geworden, auf ihn ließ er nichts kommen, es war die große Freude seines Lebens, daß er sein Sohn geworden war.

Alessandro Mussolini aber ging oft gebeugten Hauptes in der Sonne auf und ab, wenn er in Gedanken den lieben Alten hatte aus dem Zimmer in die Sonne tragen wollen. Dann ging er zur Witwe hinein, die zehn Jahre jünger war und noch täglich rühtig wilde Wurzeln für die Tafel legte, und redete mit ihr von Giuseppe Martini, wie groß er als Arzt der gepflanzten Bergkraut gewesen sei — einen solchen Tierfreund wird die lachende Schwiegermutter. Und dann erzählte er, wie der heimgegangene Vater einmal ein Pferd operiert hätte, nur mit Hilfe der Küchler; wie er dem Pferde so lange zugeredet hätte, daß das Tier beruhigt wie ein tapfres Mensch die Schmerzen ertragen hätte. Die Tiere hätte der Vater immer so angebetet wie vernünftige Menschen, und dann waren sie auch so vernünftig, nicht wie es die Menschen alle, sondern nur die vernünftigsten sind. Für die Tiere habe der Vater nie genug tun können. Nicht habe er gehäut, dankbarer seien sie als die Menschen, und Befreiung würde man auch nicht dafür, daß man Tieren helfe. Der Vater habe das gute Teil erwählt.

Und die alte Mutter strahlte vor Freude und sagte es Rosa alles wörtlich wieder, wenn die aus der Schule kam. So leuchtete noch das Spätglück der Erinnerung am Abendhimmel des letzten Lebensjahrs, bis sie im Jahre 1896 dem Gatten in die Ewigkeit nachfolgte.

Severina war ein guter Hausgeist. Sie hatte das Schicksal Rosas mitgetragen und hat, eine einfache Haushälterin, es immer zum Guten wenden wollen. Ihr waren ja die Kinder während des Unterrichts anvertraut, und der wollte manchmal so gar nicht aufhören! Vormittag und nachmittags, nur eine kurze Pause dazwischen — wie kann eine Frau, die drei Kinder hat, das nur aushalten? Severina konnte das nicht, und wenn sie es auch wollte, pflegte sie dann zu sagen, wenn Rosa erschöpft aus der Klasse kam. Wenn es nicht zureichen wollte, schob Severina vom kleinen Lohm vor. War sie nicht ein getreues Abbild von Alessandro und Rosa selber geworden?

Die Knaben hielt sie in Zucht und Sitte, es genügte ja immer ein einziges Wort: Frau Rosa hat mir gesagt, so soll ich das mit euch Buben halten, oder: Frau Rosa wünscht das nicht!

Severina suchte die kleinen Vorräte, wenn welche da waren, recht lang zu ziehen. Das war nicht schwer; denn die Kinder waren Entbehrungen gewöhnt.

Der Knabe Venito

Und abends sieht Venito zu Füßen der Mutter in der engen lahlen Schulstube. Er sitzt aber nicht, er geht umher, sieht bei den andern Kindern zu, wie sie lesen und schreiben, und ist erstaunt, daß er das ja alles schon kann. Lesen hat er allein gelernt. Vater und Mutter haben wohl manchmal ein bißchen nachgeholfen, wenn er ein Wort nicht deuten konnte. Aber diese Fiktion in der Schule hielt er wie eine Erzählung gleich hintereinander durch. Und so hielt er jetzt offen, denen es schwer wird, all die schwarzen Fesseln da auf dem Papier zu unterbreiten.

Dieser Venito nun war nach seiner Anlage hämmernder Schmied und lebender Apostel — beides: Vater und Mutter. Lebhaft, zuversichtlich, tätig und erkenntnisgierig von jung auf, raptlos die Umwelt erobernd, immer kampfbereit, ein vulkanischer geistiger Vorkämpfer, ein vortänzer geistiger Vorkämpfer, in drei Ecken und Ecken und malen und malen damals der hellstichtigen Mutter diesen Wahnsinn vor Augen. Das eine berichtet er selbst, das andere Beltracelli:

„Ich war ein kühner Feldräuber. In den Schulferien war ich tagelang mit meinem Bruder Arnaldo auf dem Feld zu Fuß, eifrig beschäftigt. Einige Male sah ich Vögel. Zuletzt beobachtete es der Vogelsteller und kam auf mich zu. Ich raute einen langen Hügel entlang, kam dann wieder an den Hügel, durchwachte ihn in wütendem Lauf und rettete so meine Beute.“

Das zweite Stücklein: Eine Knabenschär wird durch einen Apfelbaum voller Früchte angelockt, der Eigentümer überredet sie: alles flieht, nur ein Junge, der hoch oben im Baume sitzt, verpaßt den rettenden Augenblick. In der Verzweiflung stürzt er sich von oben herab, verliert aber ein Bein und bleibt hilflos liegen. Der Eigentümer auf ihn zu — aber schon hat der Knabe Mussolini fehtgemacht, den Verletzten hochgerissen und ist mit ihm davon, leuchtend unter der Last. Der Verfolger holte ihn nicht ein — oder hielt

ihn die Achtung vor der kleinen Heldentat zurück?

Ein Vaterjohn, ein Mutterjohn, ein Großmutterjohn war Venito zu Hause. Fest in der Schule ging der Mutter der Altersgenosse der Knaben, der Kamerad, der Führer auf.

Am Tage vor Aschermittwoch, beim Hexenverbrennen, hatte Venito den Kinderzug von Dovia nach Predappio geleitet. Die Doviaer Schule stellte selbst eine Holzpuppe, die an den Schandpfahl gebunden und dort elendiglich verbrannt wurde. Der Hexenwagen war zur dumpy Erinnerung geworden und hatte sich zum fröhlichen fetten Dienstag und Winteranstreben gewandelt.

Einige Freude umgibtete das Schulfest beim Frühlingsfest. Laue Sonne des Märzen, Mandeln, Pfirsich- und Rosenkätzchen! Dazu die Farben der Dorfstrahlen. Da kommt die Schule aus Dovia, zum Schluß Rosa, daß sie den Zug übersehen kann, vom besitz Venito. Er stimmt den alten Sang aus dem Risorgimento, der italienischen Erhebung, aus den dreißiger bis fünfziger Jahren an:

Trento, Trieste...
vogliam avarar!

Trento, Triestel vogliam avarar...
con il focolo!

Trento und Triest will er haben... mit dem Gewehr will er's erobern! Ist das ein Lied, den Frühlings zu besingen? Ist das das Lied eines Knaben? Wer ist der Junge mit dieser gewaltigen Stimme, die auch beim Singen noch kommandiert? Der Sohn der Lehrerin ist es, der Maestrina!

Der lebt schon in der Welt Mazzinis, ehe seine Kameraden den Namen gehört haben! Und er singt, singt den ganzen schönen Festtag, Schlachttage, Volkslieder, Frühlingsreime. Heute singt er mit „seiner“ Schule den Frühlings ein, auch den Volksfrühlings! Vor den Kirchstürmen Predappios, Dovia und der Umgebung klingen die Glocken hell und sonnenfroh ins Kinderfingeln. Dies Singen hat die Alten gebannt. Wie bei den Griechen hat die Jugend ihr Können gezeigt, und dies Können war Mittelpunkt des Festes gewesen.

Giovinetta, Giovinetta,
Primavera di bellezza...
Jugend, Jugend — Jugend, Jugend,
Schnurstrümpfen, Lenz der Jugend!
So wird es einst als Hymne durch
Italien donnern als Rehrreim eines neuen

Viebes, so scholl es damals als alter Florentiner und Romagnoler Frühlings-Volkstreim aus dem Mittelalter her in die Feste der Jugend und des Volkes!

Abends sagt die Mutter Rosa: „Was will das werden mit Venito?“

Was soll Venito werden?

Hatte er nicht auch in Vaters Schmiede seinen Mann so gut gefunden wie in der Schule? Zwar zuerst, wenn die Funken ihn glühend umsprühten, kniff er noch die Augen zu. Aber da hatte Vater Alessandro zueinschlagen, nicht bloß auf dem Ambos: „Du wirst nie etwas Schönes werden, wenn du Feuer und Funken fürchtest!“ Rauhals brüllend war Venito davongelaufen — aber wiedergekommen und hatte den Glutdämonen ohne Wimperzucken trocken gelert.

Was soll aus diesem Knaben werden? „Bleib bei mir und bleib mein Gefelle“, bittet der Vater.

Die Mutter sieht seine Führerfähigkeit, beobachtet, wie er die ganze Dorfjugend immer mehr beherrscht, wie er sich wild auf Bächen fürzt. Sie überwindet das mütterliche Gefühl, das ihn zu halten trachtet.

Venito darf, weil die Mutter es gegen den Vater durchsetzt und durch Entbehrungen wirtschaftlich ermöglicht, seinen Eroberungszug in die Welt beginnen! Zuerst geht er aufs College der Salesianer in Faenza. Der Vater begleitet ihn. Er ist unruhig über des Sohnes Zukunft, spricht kein Wort. Der Sohn denkt an seine Zeilige dabei, ein wenig auch an Arnaldo, an Hedwig, die erst vier Jahre alt ist, und vor der er unterm Einfluß der Mutter noch immer, auch als „großer“ Dreizehnjähriger, ein Gefühl der Verehrung hegt.

Die Landschaft fesselt unterwegs das Auge des Jünglings, er studiert genau die Bindungen des Flusses, den Zug der Schwalben. Fortli hinterläßt auf den jetzt reifen Jungen einen gewaltigeren Eindruck als früher, ebenso die eiserne Brücke von Faenza.

„Das ist ein lebhafter Junge“, steht der Studiendirektor auf den ersten Blick. „Das ist ein überaus tüchtiger Junge“, steht der Studiendirektor auf den ersten Blick. „Das ist ein überaus tüchtiger Junge“, steht der Studiendirektor auf den ersten Blick. „Das ist ein überaus tüchtiger Junge“, steht der Studiendirektor auf den ersten Blick.

Über der Höhe fählt sich im Käfig. Er entflieht oft ins Freie.

Er löst Streitigkeiten in der Schülerschaft schnell und tatkräftig mit der Faust.

Gerade hat er Zeit, sich mühselos ins Latein einzuleben, dann verliert der Direktor die Geduld mit dem „lebhaften Schüler“ und schiebt ihn den Eltern heim. Der Vater ist außer sich vor Freude. Venito, der zum Schmied taugt, und ein Priester! War doch bei der Hinfahrt nach Faenza der Hiel gestolpert, und das bedeutet: die Sache geht schief. Er Hiel hat recht getan und recht behalten — Venito ist wieder da!

Die Freude, Arnaldo, Hedwig, die Eltern, Tiere, Fluß und Bäume wiederzusehen! Über der Wagen rollt...

Noll als geistiges Wachstum über die Kinderwünsche und Heimatliche hinweg. Die Kameraden können ihm nichts mehr bieten. Er hat sie schon zu zeitig unter seine Willensübermacht gezwungen: es ist nichts Neues, wenn sie jetzt auf seinen Wink und auf seinen Befehl warten.

Er beivert Arnaldo und Hedwig; aber Arnaldo soll auch bald eine höhere Schule besuchen.

So liegt er wieder auf den Feldern, wandert in den Bergen, wagt wie einst durch den Fluß...

Einmal findet ihn die Mutter, wie er dem Knaben Schiller gleich, vor angenommenen Hören seine erste freie Rede hält. Leidenschaftlich hingerissen vom Schwung der Gedanken. Und Kücher an Kücher schleppt er heran aus der Stadtbücherei in Forli.

Rosa weiß, die Mittel sind knapp und werden immer knapper. Aber muß Venito nicht Jugendführer werden, Lehrer? War er nicht dazu auserwählt? Jugendlicher, Volks-erzieher in seiner Gemeinde! Das mühte ihn doch fesseln, eine Lebensaufgabe werden.

Wenn er sich auf dem Seminar bewährte, wer weiß, ob er dann nicht eine Unterführung vom Staat erhalte — oder sie selber? Hatte nicht der Präfekt sogar ohne ihre Bitte das in Aussicht gestellt? So sei es gemacht!

Der Wagen rollt weiter! Dießmal rollt er zum Lehrerseminar in Fortlimpopoli.

Mussolini als Seminarist

Ein ehemaliger Mitschüler, der jetzige Professor Calderara, hat über Mussolinis Schreie in einem Artikel berichtet. Niemand ahnte damals seine künftige Größe. Er hörte wenig zu, war kein Mutterkühler. Er verheißte sich hinter dem Rücken seines Vordermannes und las eine Zeitung oder ein Buch. Selten las er, er war ein Schweiger. Leidenschaftlich liebte er die Musik und die Dichtung. „Lieber ein Bein verlieren als das Gehör!“ sagte er. Sein Lieblingsstud war schon damals der Marich der Verfallener, der Truppe, der er dann in Verona und im Kriege angehörte. Für Konzertebezüge opferte er gern sein mageres Taschengeld, dabei wagte er Neffen bis Bertinoro und Ravenna.

Des großen Dichters Carducci Bruder war Direktor des Seminars. So beehrte die Carducci-Dichtung Unterricht und Feuer.

Einmal — erzählt Beltracelli — erhielt er eine Frage zu beantworten. Er erhebt sich und spricht eine geschlagene Stunde. Der Lehrer hört überaus zu und gibt ihm dann eine — „Bier“.

Beim Tode Verdis, so kündigt das Gerücht, überträgt der Direktor, der Bruder des Dichters Carducci, dem jungen Venito Mussolini die Gedenkrede im Theater zu Forli. Er hat sich gut vorbereitet, spricht in kurzen, gebärderten Sätzen, mit weittragender, gewaltiger Stimme, die das Theater mühelos beherrscht, mit Gebärden und glühenden, begeisterungssprühenden Augen. Die Zuhörer trauen bei einem Achtzehnjährigen ihren Ohren nicht. Biffado Carducci weih kein Wort des Dankes zu sagen, er umarmt ergriffen den genialen Schüler-Redner vor der gebannten Hörerschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Wir Deutsche fürchten Gott...

Vor 50 Jahren, am 6. Februar 1888, hielt der Kanzler des II. Reiches seine letzte Reichstagsrede

Von Gert Buchheit

Auf der Straße unter den Bänden kamen sich die Menschen. — Uniformen aller Regimenter, unauffällige Vordomere Herrenmoden des Zivils, Damen in langen, legenden Mänteln, dazwischen viel junges Volk, auch Fremde, die der große Tag herbeizog.

Gegen 4 Uhr dröhnt harter Fußschlag auf dem Pflaster. Der Stahlfelm einer berittenen Stabsordonanz blinkt auf, dahinter der schwefelgelbe Rand der weißen Mäntel, die in der ganzen Armee nur die Kaiserhändler-Karaffiere tragen. In gekrümmtem Trab, riesig auf einem hohen, knochigen Braunen, reitet Fürst Bismarck an den Hurra rufenden Menschen vorbei, unter gewittergrauen Brauen die Augen in unbeweglichem Ernst, fest — der Wille selbst — über dem Keil des Schnurrbartes die Nase, hart gerundet das Kinn.

Vor dem alten Reichstagsgebäude sitzt der Kanzler ab und betritt mit feierlichen Schritten die Wandelhalle. Während hier in lebhaften Gesprächen Gegner und Freunde sich zum Kampfe rüsten, füllen sich allmählich die Stufen im aufsteigenden Halbrund des Saales. Die Mitglieder der Regierung nehmen ihre Plätze ein.

Wenige Minuten später steht Bismarck auf der Tribüne. Sachlich, nüchtern, fest in ihrer gedungenen Schwere fallen seine Worte. Aber wer näher hinschaut, spürt zwischen den fühligen Sätzen den Ton heimlicher Warnung, der noch verdunkelt wird durch die Krankheit des Thronfolgers, durch die Spannung, die über Europa lagert, und die in ihrer drohenden Sprache alle Feinde verstimmen läßt.

„Wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation jeder Eventualität entgegen sehen können und mit Ruhe entgegen sehen können. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht milderen Zusammenstoß entgegen sehen können. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht milderen Zusammenstoß entgegen sehen können.“

„Wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation jeder Eventualität entgegen sehen können und mit Ruhe entgegen sehen können. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht milderen Zusammenstoß entgegen sehen können.“

„Wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation jeder Eventualität entgegen sehen können und mit Ruhe entgegen sehen können. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht milderen Zusammenstoß entgegen sehen können.“

„Wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation jeder Eventualität entgegen sehen können und mit Ruhe entgegen sehen können. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht milderen Zusammenstoß entgegen sehen können.“

„Wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation jeder Eventualität entgegen sehen können und mit Ruhe entgegen sehen können. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht milderen Zusammenstoß entgegen sehen können.“

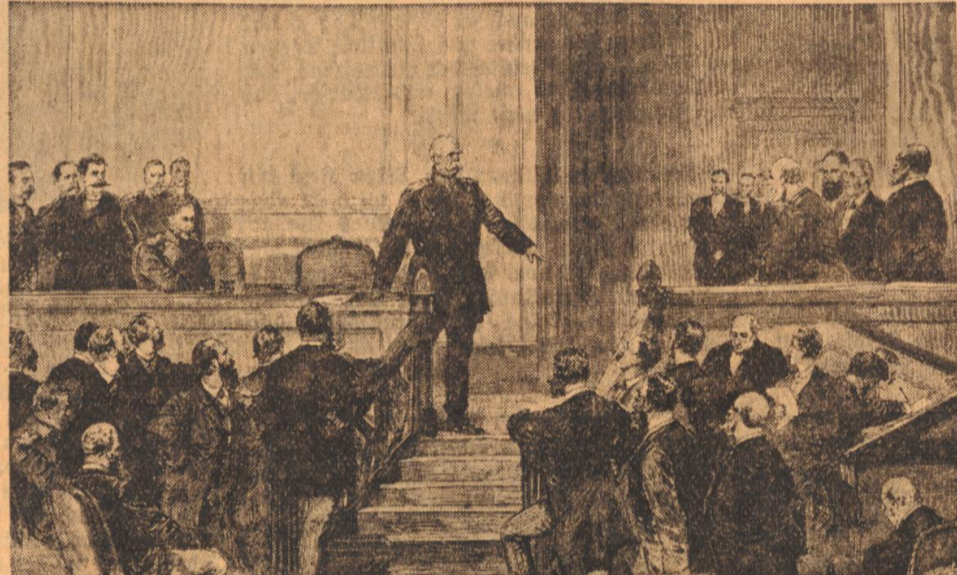
entfprechen, indem wir uns so stark machen, daß die Besie uns nichts mehr tun, als uns ermuntern.“

Atemlos Schweigen liegt über dem ganzen Haus, während der alte Zauberer mit diesen großartigen Wortfäden aus dem geographischen Nachteil der deutschen Mittelmeer moralisches Kapital schlägt, — ohne Schmutz und ohne den Willen zum Patos, eher mit einer feinen Ironie, die Flug die bewaffnete Säge zu entgiften weiß.

Volkskrieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, mo wir nicht angegriffen wurden. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeit ihn für nötig halten; er wird auch mit vollem Geiz und vielleicht feige geführt werden. Aber es wird nicht von Hause aus der Plan und das Feuer dahinter sein, wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, es mit diesem „furor teutonico“ aufzunehmen. Ich bin also nicht für irgendeinen Angriffskrieg, ja, ich glaube nicht einmal an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung... ich bitte Sie daher, das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung zu behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht zufen.“

„Dieses Bestreben wird uns allerdings noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande; und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir nicht von der Regierung, aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine ungläubliche Dummheit, wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch die Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unseren beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgendeinmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgendeinem Tage präsentiert in der Verwirklichung des andern Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht befohlen werden — vielleicht zu leicht, — aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!“

Nach diesem schwergewichtigen Bekenntnis durchdröhnt zum erstenmal seit Jahren einmütige Begeisterung das Haus. Von einer Ablehnung der Militärvorlage ist keine Rede; denn jeder dieser Männer fühlt, daß der Alte dort oben der treuer Führer des Reiches ist, der Schildhalter der Macht, die Deutschland, das Herzland der Europamitte, nimmer entbehren kann.



Bismarcks berühmte Rede vor dem Reichstag

Ansman-Archiv

„Nur, wenn wir die Isolierung, die gerade in unserer angreifbaren Lage für Deutschland besonders gefährlich ist, verhindern wollen, so müssen wir einen sicheren Freund haben. Wir haben vermöge der Gleichheit der Interessen, vermöge dieses Vertrages, der Ihnen vorgelegt ist, zwei zuverlässige Freunde... ja, es ist unzweifelhaft, daß durch die Annahme der neuen Wehrvorlage das Bündnis, in dem wir stehen, außerordentlich an Kraft gewinnt, weil das Deutsche Reich als Mitglied seinerzeit außerordentlich dadurch gestärkt wird.“

„Außerdem aber liegt noch ein Vorteil in der Annahme dieses Gesetzes; gerade die Stärke, die wir erheben, stimmt uns selbst notwendig friesehrig. Das klingt widersinnig, aber es ist so.“

„Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn ich heute hier vor Sie treten wollte und Ihnen sagen würde: Wir sind erheblich bedroht von Frankreich und Rußland; es ist vorauszusetzen, daß wir angegriffen werden; — ich bitte also den Reichstag um einen Kredit von einer Milliarde oder einer halben Milliarde, um den Krieg gegen unsere beiden Nachbarn heute zu unternehmen — ja, meine Herren, ich weh nicht, ob Sie das Vertrauen zu mir haben würden, mir das zu bewilligen. Ich hoffe nicht.“

„Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein

Gespräch mit einer Totgesagten

Von der Frauenschule ins Atelier — Sie las ihre eigene Todesanzeige

In diesen Tagen wird in Karlsruhe der Film „Urlaub auf Ehrenwort“ aufgeführt, in dem Ingeborg Theek mitspielt, die in dem Film „Mazurka“ die Öffentlichkeit mit ihrem Erscheinen überraschte, und deren Entdeckung und vom Unglück verfolgtes erstes Auftreten hier geschildert wird.

Ein zurückhaltendes, beinahe schüchternes junges Mädchen ist diese Ingeborg Theek. Ein schönes schmales Gesicht, man hat es schon mit dem der Garbo verglichen, und Willi Forst hat von ihr, als 15-jährig zum ersten Male zu einer Probeaufnahme vor der Kamera stand, gesagt: „Eine deutsche Kathi-

der Film war gerettet! — Ingeborg Theek mußte noch monatelang im Sanatorium bleiben, bis sie geheilt war.

„Die Zeit, als ich schon wieder gesund, aber noch nicht kräftig genug war, um zu arbei-

Paris, wo der Film noch viel länger als in Berlin lief — von überall, sogar aus Hollywood die verlockendsten Angebote bekamen, die ich alle ablehnen mußte. Dazwischen — ich war damals bei einem Zeitungsauschnittbüro abonniert — bekam ich aus aller Welt meine eigenen Todesanzeigen, aus Holland, Schweden, Prag und auch Paris. Und wenn ich Besuch bekam, der mir etwas ganz besonders Wichtiges erzählen wollte, mußte ich schon im voraus, um was es sich handelte: es hatte mich mal wieder jemand ganz toll sterben lassen ...“



Ingeborg Theek in dem von Karl Ritter inszenierten Ufa-Film „Urlaub auf Ehrenwort“ Photo Ufa

rine Hepburn! Mit 16 Jahren spielte sie in Forsts „Mazurka“ eine Hauptrolle, dann wurde plötzlich das vorher ganz gesunde, kräftige junge Mädchen, das vorher mehr als einen Sportpreis gewann, von einer heimtückischen Krankheit befallen. Monatelang kämpften die Ärzte um ihr Leben. Wenn sie jetzt dem Reporter zum ersten Male die Geschichte ihrer Krankheit erzählt, geschieht es nur stoßend und zögernd, man merkt ihr an, wie sie Satz für Satz ihre Hemmungen überwinden muß.

Mitten in den Aufnahmen zu „Mazurka“, die bekanntlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich gingen, weil Forst nicht wollte, daß vorher etwas über die Handlung bekannt wurde, wurden die interessierten Kreise durch die Mitteilung überrascht, daß die Aufnahmen plötzlich unterbrochen werden mußten, weil Ingeborg Theek schwer erkrankt war. Nur die Eingeweihten wußten, wie schwer. Ein halbes Jahr ruhten die Arbeiten an dem Film völlig.

Im Oktober noch erklärten die Ärzte des Krankenhauses, in dem die Schwerkranken behandelt wurde, daß sie eine Verantwortung für Filmarbeit der Schauspielerin ablehnen mußten. Forst andererseits weigerte sich, die Rolle durch ein Double zu Ende führen zu lassen. Das in dem Film investierte Kapital wie auch die aufgewandte künstlerische Arbeit schienen verloren. Da entschloß sich Ingeborg Theek, trotz der Bedenken der Ärzte zu filmen. Sie überfiel sie zuerst in ein Sanatorium, dort sollten, so war geplant, die letzten Aufnahmen stattfinden.

Ein besonderer Stuhl wurde für sie konstruiert, der es ihr ermöglichte, während der Aufnahmen (die sie liegend zeigen mußten) zu sitzen. „Sie können sich vielleicht meine Erregung und Angst vor der Kamera vorstellen. Man hat monatelang im Krankenhaus gelegen, nicht gefilmt und weiß, was von diesen Szenen abhängt. Dazu kam noch die körperliche Schwäche.“

Die Hände von Forst allerdings sollen beinahe noch mehr als die der Kranken gezittert haben. Das Wagnis gelang. Wenn auch einige Szenen gestrichen werden mußten, —

ten, war eigentlich die Schwere für mich. Ich habe damals nach dem großen Erfolg von „Mazurka“ — auch im Ausland, besonders in

Sie war 16 Jahre alt, als sie „Mazurka“ begann. Mit 15 Jahren stand sie, ohne jemals Schauspielunterricht oder ähnliches gehabt zu haben, zum ersten Male ohne jede Aufregung vor der Kamera zur Probeaufnahme. Forst hatte ihr Photo irgendwo gesehen und ihr Gesicht — das man in Amerika als „photogen“ bezeichnen würde, weil es auf der Leinwand eine ganz eigenartige Leuchtkraft entwickelte, weil es irgendwie falschierend ist, interessierte ihn. Nach der Probeaufnahme bekam sie, die gerade frisch von der Frauenschule in Potsdam kam, sofort ihre „Mazurka“-Rolle. Bei Ellen Schulz-Dornburg nahm sie dann Schauspielunterricht, bis die Aufnahmen begannen.

Heute ist ihr von ihrer Krankheit nichts mehr anzumerken. — Es ist nicht uninteressant, daß ihr Großvater Julius von Siebig ist, dessen Porträt bekanntlich auf den 100-Mark-Scheinen zu sehen ist. Ihre Familie weist noch einige weitere, sehr berühmte Namen auf: So der Theologen v. Harnack, den Historiker Delbrück, den Luftschiff-Konstrukteur v. Parfenthal und den Münchener Mediziner v. Thierich.

Nach ihrer Krankheit hat Ingeborg Theek eine Rolle in dem Ufa-Film „Urlaub auf Ehrenwort“ gespielt. Auch hier erlitt sie wirklich vom Pech verfolgte junge Darstellerin einen kleinen Unfall, der leicht ernste Folgen hätte haben können. Bei einer Aufnahme, wo sie als Krankenschwester sich die Hände in einer Schüssel zu waschen hatte, fiel diese vom Tisch und Ingeborg mit einer Hand in die Scherben. Eine Nebenader der Schlagader wurde verletzt. Nachdem ein Verband umgelegt war, spielte sie trotzdem weiter. In der Nacht und am nächsten Tag war der Blutverlust so stark, daß man vor jeder Aufnahme die offene Wunde mit Höllenstein beizen mußte. Kein Wunder, daß sie mit zitternden Knien vor der Kamera stand. Schließlich schien die Wunde so gefährlich, daß man sie über Mittag in eine Privatklinik brachte, wo ihr die Wunde in Narfose genäht wurde. Trotzdem fuhr sie auch an diesem Tag zurück ins Atelier. Sie mußte nun sämtliche Szenen des Films, einschließlich der Liebeszene, mit verbundener Hand spielen, und zwar so, daß der Zuschauer es nicht merkt.

Ihre nächsten Pläne: von Wien liegt ein Theaterangebot vor, bei Ritter wird sie vielleicht eine Hauptrolle in „Ein Glas Wasser“ spielen, auch aus Hollywood liegt ein Engagementangebot vor, das sie allerdings abgelehnt hat. Ihr Wunsch: keine blaffen Jungmädchenrollen, keine „Seelchen“ und auch nicht nur tragische Rollen. Dietrich A. Ruhl.



Marta Eggerth als Revuestar — in dem neuen Terra-Film „Immer wenn ich glücklich bin...“ Aufnahme: Terra



Der Kameramann, der selbst ein geübter Skiläufer sein muß, verfolgt mit der Kamera die vor der Bindung auf den Ski montiert wird, den Läufer, dessen Abfahrt er filmen will. Aufn.: Dr. Hans Franz (4)

Die Kamera läuft Ski!

Der „Kintopp“ von Anno dazumal wurde im Laufe einer jahrzehntelangen Entwicklung zum Film von heute. Eine Nacht, die gleichwertig neben anderen, einen wichtigen Faktor unseres Kulturlebens bildet. Höchste Vollendung in allen technischen und künstlerischen Belangen kann und muß man von einem modernen Film verlangen. Diese Forderung wurde erfüllt.

Aber nicht nur der Spielfilm, auch der Kultur- und Sportfilm von heute ent-

der Hand des Kameramannes, die Läufer im Bildfeld behält. Durch die Verwendung von Fernobjektiven kann man weitentfernte Lauf- und Sprungszenen so „heranziehen“, daß der Betrachter glaubt, aus unmittelbarer Nähe Zeuge des Vorgangs zu sein. Man wollte aber auch mal ungewöhnliche Einstellungen von einem Skiläufer während der Abfahrt bekommen. Die Filmleute wissen sich zu helfen. Sie graben in den Schnee ein Loch und setzen sich mit ihrer kleinen beweglichen Handkamera hinein und lassen nun, dürrig geschützt, die wilde Läuferkarawane über sich hinwegbrausen.

Aber nicht genug damit. Manche Spielfolgen eines Stiffilms werden bis in die Fehraufnahmen hineingetragen und erfordern mitunter die Großaufnahme eines Läufers



Die mit Federwerk arbeitende automatische Handkamera wird knapp vor der Bindung des Skis befestigt. Die Auslösung erfolgt durch Zug an einer Strippe.



sprechen diesen hohen Anforderungen. War man bei der Herstellung eines Stiffilms von früher schon damit zufrieden, einen flimmerfreien Bildstreifen von einer vorbeifahrenden Skiläufergruppe zu erhalten, so vermittelt der flipporige Film unserer Tage uns einen lebendigen Eindruck von sämtlichen Phasen eines Skirennens, eines Sprunges oder eines wilden Abfahrtslaufes. Eine Reihe von technischen Mitteln war hier nötig. Die Kamera, auf einem schweren Stativ montierte Kamera mußte beweglich gemacht werden, um allen Bewegungen folgen zu können. Mit dem Schwengestativ ist es möglich, die Kamera so zu drehen, daß sie dauernd, geführt von

Diesen Eindruck — in Bruchteilen von Sekunden erhascht — gewinnt der Läufer von seinem Kameramann, während die Spitzen seiner Bretter bereits über der engen Schneedecke schweben.

während eines Rennens. Auch hier mußte man sich Rat. Der Kameramann montiert seine kleine Kamera auf dem Ski und fährt nun in der Spur des Darstellers, dessen Fahrt man ins Bild bekommen will. Ein schwieriges Experiment, das einen vollendeten Photographen und Skiläufer erfordert. Dr. Hans Franz.



Der Kameramann gräbt ein Schneeloch und filmt aus diesem — überschüttet von den aufgewirbelten Schneestaubmassen — die über ihn hinwegsausenden Skiläufer.